



# ORIENTIERUNG

Nr. 2 53. Jahrgang Zürich, 31. Januar 1989

Teilst du dein Brot ängstlich,  
 ohne Vertrauen,  
 ohne Wagemut,  
 überstürzt,  
 wird es dir fehlen.  
 Versuch es zu teilen,  
 ohne in die Zukunft zu denken,  
 ohne zu rechnen,  
 ohne zu sparen,  
 als ein Sohn  
 des Herrn über alle Ernten der Welt.

*Helder Pessoa Câmara*

**D**OM HELDER LERNTEN ICH KENNEN, als er im Frühjahr 1964 von Rio de Janeiro in den *Nordeste* versetzt wurde, um die Leitung des Erzbistums Recife zu übernehmen. Ich arbeitete damals an der «Bildungsfront» der Kirche für die Landbevölkerung im Staat Rio Grande do Norte. Als Folge des Militärputsches vom gleichen Frühjahr mit seinen einschneidenden Beschränkungen der demokratischen Freiheiten vollzog sich unsere Arbeit in einer äußerst gespannten Atmosphäre und unter großer Angst vor Verhaftungen.

Die Projekte der Bewußtseinsbildung (*conscientização*, wörtlich: Bewußtmachung) und politischen Bildung (*politização*), in denen wir arbeiteten, erfolgten entweder unter kirchlicher Programmführung oder wurden mindestens von der Kirche unterstützt wie zum Beispiel die Bewegung für die Basisausbildung (*Movimento de Educação de Base*), ferner Bauerngewerkschaften, ländliche Genossenschaften und die politische Alphabetisierung nach der Methode von Paulo Freire. All diese Programme waren den Militärs ein Dorn im Auge. So begannen sie die Projektleiter zu verfolgen, zu verbannen, zu foltern, und einige wurden ermordet. Jegliche Zusammenkunft, so klein und unbedeutend sie sein mochte, wurde von der Polizei, sobald sie ein politisches Bewußtwerden witterte, zerschlagen. Die Kirchen bildeten bald einmal den letzten Flucht- und Zufluchtsort, wo man sich zum Überdenken und Diskutieren der politischen Lage zusammenfinden konnte.

In dieser beklemmenden Situation war Dom Helder dank seinem Mut und seiner Unerschrockenheit die große Stütze in der Region *Nordeste*. Mehr als andere wurde er deshalb verfolgt. Aber weder die perfidesten Schikanen noch konstante Todesdrohungen noch die Ermordung von Mitarbeitern vermochten seinen Widerstand zu brechen. Alles wurde versucht, seine Stimme zum Schweigen zu bringen. Während fast zwei Jahrzehnten war es der Presse und den Medien verboten, auch nur seinen Namen zu nennen. Aber das schüchterte ihn keineswegs ein: «Wenn ich nicht in meinem eigenen Land reden darf, dann sag' ich es eben im Ausland», folgerte er und reiste denn auch häufig in andere Länder, um von dort aus die Ungerechtigkeiten der Militärregierung und ganz besonders die Folter anzuprangern.

Dom Helder ist eine zutiefst menschliche Persönlichkeit. Beeindruckt hat mich immer wieder seine Gabe, zugleich das Allgemeine und das Einzelne zu erfassen, die universalen Zusammenhänge und in ihnen das Individuum zu sehen, die großen sozio-

## DOM HELDER CÂMARA

**Zu seinem achtzigsten Geburtstag (7.2.1989):** Brasilien nach dem Staatsstreich von 1964 – Behinderung und Verfolgung der Träger einer basisorientierten Bildung – Dom Helder wird im eigenen Land mundtot gemacht – Seine pastorale Arbeit schließt den gewaltfreien Kampf gegen sozioökonomische Abhängigkeit ein.

*Safira Bezerra Ammann, Fribourg*

## EL SALVADOR

**Die spottende Freundlichkeit der Mörder:** Zum Bericht einer internationalen Delegation zur Abklärung des Todes von *Jürg Weis* – Bei den Recherchen zur Lage zurückgekehrter Flüchtlinge wurde J. Weis getötet – Die «offizielle» Version der Militärs: in einem Gefecht mit Regierungssoldaten gefallen – Der Befund des Gerichtsmediziners – Verletzungen lassen auf Gefangennahme und brutale Tötung schließen – Zur Abschreckung wurde die Leiche zusätzlich verstümmelt – Untersuchungskommission konnte die Einzelheiten des Vorgangs nicht abklären – Eine Mauer von Freundlichkeit und Lüge der Mörder verhindert freie Zeugenbefragung.

*Christian Locher, Bern*

## DEUTSCHLAND

**«Wir werden gehenkt, weil wir zusammen gedacht haben»:** Zu den Briefen von *H.J. von Moltke* an seine Frau *Freya* – Gründer und Inspirator des Kreisauer Kreises – Nach einem Hochverratsprozeß vor dem Volksgerichtshof am 23.1.1945 hingerichtet – Als Völkerrechtsspezialist im alltäglichen Kleinkrieg gegen nationalsozialistische Rechtsschändungen – Gegen einen gewaltsamen Staatsstreich – Sucht Zusammenarbeit mit allen demokratisch gesinnten Kräften – Die beiden Briefe nach dem Todesurteil.

*Friedrich Georg Friedmann, München*

## LITERATUR

**Schreiben in der erstarrten Luft der Stalinzeit:** «Neue» sowjetische Realität bei *Ossip Mandelstam* (Schluß) – Streifzug des Erzählers durch die Stadt – Verlust privater Sicherheit – Er registriert die Versteinerung des kulturellen und politischen Lebens – Gerät als Autor ins gesellschaftliche und literarische Abseits – Stirbt am 27.12.1938 als Opfer des Archipel Gulag. *Wolfgang Schlott, Bremen*

## KIRCHE

**Unzulässige Ausweitung päpstlicher Lehrautorität:** Zur *Kölner Erklärung* von Theologieprofessoren aus dem deutschen Sprachraum – Mißachtete Eigenständigkeit der Ortskirchen – Die unverfügbare Würde der einzelnen Gewissensentscheidung – Unser Kurzkommentar: Wie der Papst mit der Wirkungsgeschichte von *Humanae Vitae* umgeht.

*Nikolaus Klein*

ökonomischen Probleme zu verstehen und die feinsten menschlichen Reaktionen wahrzunehmen. Ich bin überzeugt, daß er sich von einer sicheren Intuition leiten läßt: «Mein Herz arbeitet schneller als mein Verstand», pflegt er zu sagen.

Das folgende Beispiel hat er mir selber erzählt. Eines Tages – Anfang der sechziger Jahre muß es gewesen sein – suchte ihn eine Prostituierte auf. Tränenüberströmt klagte sie ihm ihr menschliches Leid und bat um seinen Rat. Dom Helder hörte sie mit allem Respekt an. Er brachte das Gespräch bald einmal auf das Elend und die Armut, die die Frau dazu zwangen, ein solches Leben zu führen. Das Problem, so argumentierte er, lag also nicht in ihrem eigenen Verhalten, sondern in dem die Arbeiterklasse ausbeutenden Wirtschaftssystem: aus ihm werde der Zwang geboren, einem der menschlichen Würde zuwiderlaufenden Gewerbe nachzugehen. Die Frau verließ das Büro Dom Helders gestärkt und voll des Dankes ...

Der Nordeste wird nicht umsonst das Armenviertel Brasiliens genannt, weisen doch die Indizes der Armut und der sozialen Ungerechtigkeit extreme Werte auf. Mehr als zwei Drittel der Bevölkerung können ihre Grundbedürfnisse, wie angemessene Ernährung, Wohnung, Arbeit, Erziehung, Gesundheit, nicht befriedigen. Dom Helder empfand diese tragische Situation in ihrem ganzen Ausmaß. Noch bevor von einer Theologie der Befreiung gesprochen wurde, stellte er die Förderung auf, die Kirche müsse sich in ihrer Sendung voll und ganz von der Wahrnehmung der sozio-ökonomischen Wirklichkeit durchdringen lassen; ganz besonders gelte dies in Brasilien, dem größten katholischen Land der Welt, dessen natürliche Reichtümer so groß seien, daß sich die Situation der Armut überhaupt nicht rechtfertigen lasse. Im Erzbistum Recife gab er selber das Beispiel: Der Analphabetismus, der Hunger sowie die ganze Ausbeutung des Menschen durch den Menschen waren zentrale Herausforderungen für seine pastorale Arbeit. Er begegnete ihnen mit Erwachsenenbildungskursen, Programmen für Bauerngewerkschaften und ländliche Genossenschaften, mit Gemeindearbeit und Basisgruppen, wo die Teilnehmer sich nicht in der Rolle von «Unterstützten», sondern von aktiven, in Gemeinschaft agierenden «Unternehmern» sahen, die selber ihre Geschichte bestimmten, selber ihr Geschick in die Hand nahmen.

Der persönliche Lebensstil Dom Helders ist kohärent mit seinem Einsatz für die Armen und ganz der Situation des Nordeste angepaßt. So hat er auf seinen Bischofspalast verzichtet und sein Quartier in den einfachen Nebenräumen einer Kirche aufgeschlagen. Hier empfing er jeweils alle, die ihn aufsuchten – auch zur Zeit der intensivsten Verfolgung. Dabei minderte die Kleinheit der Behausung weder die Weite seines Horizonts noch verringerte sie seine Bereitschaft, international für die Rechte und Lebenschancen der Dritten Welt zu kämpfen. Dichter, Freund und guter Hirt – einer, der anhält, um dem nächstbesten Menschen in seiner Alltäglichkeit zu helfen –, ist Dom Helder zugleich ein Mann mit Weitblick: Er durchschaut die Zusammenhänge, wie sie bestehen zwischen dem Denken und Leben der herrschenden Klasse und der Ausbeutung ganzer Länder, Regionen und Bevölkerungsmehrheiten. Sein Engagement gilt ebenso dem Kampf um Befreiung der Unterdrückten wie dem Frieden in der Welt.

Dom Helder, zum Weltbürger geworden, ist nach wie vor fest verwurzelt im Nordeste. Wir alle, die wir mit ihm zusammenarbeiten durften, sehen in ihm heute ein Symbol der Güte, des Widerstands und des Friedens.

*Safira Bezerra Ammann, Fribourg*

DIE AUTORIN stammt aus Natal im Staat Rio Grande do Norte, wirkte dort zunächst in der kirchlichen Sozialarbeit und an der Universität, ist seit 1973 Professorin für Sozialarbeit an der Universität Brasília und lebt jetzt in der Schweiz. Die Übersetzung besorgte ihr Mann, Dr. Paul Ammann.

WIR GLAUBEN MIT DER ZUSTIMMUNG der meisten unserer Leser rechnen zu können, wenn wir Dom Helder Câmara, Erzbischof von Olinda und Recife, zu seinem achtzigsten Geburtstag am 7. Februar auch in ihrem Namen die herzlichsten Dankesgrüße und Segenswünsche übermitteln. Dom Helder, die kleine und schwächliche, aber ungemein agile Gestalt, war einer der großen Ansprechpartner Mario von Gallis auf dem Konzil und verkörperte für ihn dessen verborgene prophetische Dynamik, für die Papst Johannes XXIII. einen Monat vor dessen Eröffnung das Stichwort gegeben hatte: «Kirche der Armen». Tatsächlich trat der doch bald einmal in aller Welt als faszinierender Redner bekannte Dom Helder mit keinem einzigen Votum im Plenum des Konzils hervor, warb aber dafür unermüdlich im Stillen unter den Bischöfen für die Bekehrung zu den Armen. Zusammen mit dem Benediktiner *Candido Padin*, der neben ihm Weihbischof von Rio und hernach Bischof von Lorena (S. Paulo) war, und mit dem weitschauenden Präsidenten des Lateinamerikanischen Bischofsrats (CELAM), Bischof *Manuel Larrain* von Talca (Chile), mit dem er in der gleichen konziliaren und nachkonziliaren Kommission für das Apostolat der Laien saß, bereitete er schon in Rom den Boden für den historischen Text, der zusammen mit der Enzyklika *Populorum progressio* zu einem entscheidenden Impuls für die Versammlung von Medellín (1968) werden sollte: «Für eine Pastoral in der Dritten Welt» vom 31. August 1967.

Zugleich war es aber Dom Helder klar, daß er auch Bundesgenossen in den reichen Ländern gewinnen und der Vernetzung von Macht und Geld in den «Multis» eine weltweite Freundschaft «abrahamitischer Minderheiten» entgegensetzen sollte. Neben seinen *Reden*<sup>1</sup> bewirkten dies seine *Gedichte* und *Gebete*, von denen der Zürcher Pendo-Verlag zum achtzigsten Geburtstag die erweiterte Neuauflage einer frühen Auswahl herausbringt.<sup>2</sup> Aus ihr stammt sowohl das Gedicht auf der Titelseite über das «Teilen» als auch der Text, der unsere heutige Würdigung abschließen soll. Er führt uns zurück in die Situation der Verfolgung – die Rede ist von den drei jungen Männern, denen das Buch Daniel den «Lobgesang im Feuerofen» auf die Zunge legt –, die Situation, wie sie uns auch oben von *Safira Bezerra Ammann* geschildert wird. Der Titel des Gedichts lautet: *Die Hoffnung und die Ideologie der Nationalen Sicherheit*. L.K.

Sadrak, Meschak und Abed-Nego,  
trifft es zu, daß Staaten,  
welche die Nationale Sicherheit  
zum höchsten Wert erheben,  
es Nebukadnezar  
mit seiner goldenen Bildsäule gleich tun,  
die der König anbeten ließ?  
Heute besteht die Anbetung darin,  
zur Verteidigung des Wertes aller Werte  
alles gelten zu lassen:  
Entführungen, Foltern,  
das endgültige Verschwinden von Personen,  
den Mord ...  
Alles taugt  
zum Schutz der Nationalen Sicherheit.  
Ist das ein Fall,  
Wo man es auf sich nehmen muß,  
in den glühenden Ofen geworfen zu werden?

Sicher wird der Geist Gottes  
ein neues Lied einhauchen,  
das den Opfern  
der Abgötterei aller Zeiten Mut macht.

<sup>1</sup> Vgl. die ausführliche Bibliographie und das Verzeichnis der Reden außerhalb Brasiliens in: Urs Eigenmann, *Politische Praxis des Glaubens. Dom Hélder Câmaras Weg zum Anwalt der Armen und seine Reden an die Reichen*. Edition Exodus/edition liberación, Freiburg (Schweiz) – Münster 1984, 729 Seiten.

<sup>2</sup> Helder Câmara, *Stimme der stummen Welt*. Pendo-Verlag, Zürich 1989, 159 Seiten, gebunden, Fr. 24.– / DM 26.–.

# El Salvador: Die spottende Freundlichkeit der Mörder

Persönliche Eindrücke eines Teilnehmers an der Delegation zur Aufklärung des Todes von Jürg Weis

Am 10. Januar wurde in San Salvador, München und Zürich der Bericht einer europäischen Delegation vorgelegt, die sich im Herbst eine Woche lang in El Salvador aufgehalten hatte, um die näheren Umstände des Todes des Schweizer Staatsbürgers *Jürg Weis* zu untersuchen. Jürg Weis vom Zentralamerika-Sekretariat Zürich war ob seiner vielfältigen Kontakte zur Solidaritätsbewegung auch in der Bundesrepublik Deutschland bekannt. Er hatte u.a. in Tübingen evangelische Theologie studiert und war dann mehrere Jahre an einer Ausländerschule in Basel (ECAP) als Lehrer und Koordinator tätig, bevor er als hauptamtlicher Sekretär nach Zürich berufen wurde und hier vor allem das Ressort El Salvador versah. Auf einer ersten Reise dorthin Ende 1986 lernte er die neu erstarkte Gewerkschaftsbewegung UNTS<sup>1</sup> kennen. Im Juli letzten Jahres brach er erneut auf, diesmal um Bild- und Tonmaterial über das Alltagsleben der in ihre Dörfer zurückgekehrten Flüchtlinge und Kriegsvertriebenen, der sogenannten *Repoblaciones*, zu sammeln. Sein Auftrag und Interesse galt speziell der autonomen, basisdemokratischen Selbstorganisation der Rücksiedler, wie sie hier letztes Frühjahr von *Bernad Päsckke* beschrieben wurde.<sup>2</sup> Von dieser Reise, auf der angesichts der heute fast das ganze Land überziehenden Kriegslage «gefährdete» Zonen kaum zu vermeiden waren, kehrte Jürg Weis nicht zurück. Geriet er in einen Schußwechsel zwischen Guerilla und Nationalpolizei – die offizielle Version in El Salvador, die ihn auf Seiten der *Nationalen Befreiungsfront Farabundo Martí* (FMLN) sieht –, oder wurde er das Opfer eines durch offizielle Stellen vertuschten Verbrechens?

Im folgenden faßt ein Mitglied der neunköpfigen Delegation<sup>3</sup> zunächst das Ergebnis ihrer Untersuchung zusammen, um dann noch einige persönliche Eindrücke von Begegnungen wiederzugeben. Der Verfasser, *Christian Locher*, Pfarrer an der evangelisch-reformierten Pauluskirche in Bern, ist seit 1979/80 mit lateinamerikanischen Flüchtlingen befaßt. Im Rahmen seines Spezialauftrags «Dritte Welt» mit Schwergewicht Zentral- und Südamerika wurde durch die Ermordung von Erzbischof Romero (1981) sein Interesse noch besonders auf El Salvador gelenkt. (Red.)

## Die Untersuchung und ihr Ergebnis

Am 19. Juli 1988 reiste Jürg Weis legal in El Salvador ein. Er erhielt von der Migrationsbehörde eine Aufenthaltsbewilligung und eine Arbeitsbewilligung. Um die von der FMLN beschützten *Repoblaciones*<sup>4</sup> zu besuchen, sollte er in eine befreite Zone reisen. Die geplante «Kontaktaufnahme» kam aber laut Angaben der FMLN-FDR-Vertretung<sup>5</sup> wegen des zu jener Zeit von der FMLN deklarierten Transportparos<sup>6</sup> nicht

<sup>1</sup> Vgl. Orientierung 1987, S. 49ff.

<sup>2</sup> Siehe Interview in Orientierung 1988, Nr. 7, S. 73ff.

<sup>3</sup> Die Mitglieder der Delegation waren außer Pfr. Locher: Norbert Ahrens, Journalist SFB, Berlin; Gaby Gottwald, Lehrerin, ehem. Mitgl. des Bundestages, Hamburg; Thomas Onken, Ständerat, Degerwilen TG; Bernard Rambert, Rechtsanwalt, Zürich; Jannis Sakellariou, Abgeordneter des Europa-Parlaments, München; Hermann Schmidt, stellv. Dir. am Max-Planck-Institut für Astrophysik, München; Jean Théoleyre, Admiral a.D., Christl. Aktion gegen die Folter (acat), Paris; Manuela Wolf, Delegierte des Zentralamerika-Sekretariats, Bern.

<sup>4</sup> Die verschiedensten Kräfte in El Salvador versuchen, die vor den Massakern geflüchteten Menschen ins Land zurückkehren zu lassen und in ihren alten Strukturen wiederanzusiedeln. Dabei gilt für die Regierung, daß die *Repoblaciones* in den von der FMLN kontrollierten Zonen ein Versuch sei, die Menschen an der Rückkehr ins normale bürgerliche Leben zu hindern, die Unterstützung dieser Arbeit somit subversiv sei. Tatsache ist, daß die Wiederansiedlungen durch die Armee vor allem zwecks besserer Kontrolle der ehemaligen Flüchtlinge geschehen.

<sup>5</sup> FDR: Frente Democrático Revolucionario, der politische Arm der FMLN und als solcher neuerdings in die *Convergencia Democrática* integriert, die sich an den Präsidentenwahlen im kommenden März beteiligen will.

<sup>6</sup> Transportparo: Als Reaktion auf Menschenrechtsverletzungen durch die Streitkräfte deklariert die FMLN für einen oder mehrere Tage «paro»: vollständiges Fahrverbot außerhalb der Hauptstadt San Salvador. Fahrverbot für die Busse auch in San Salvador. Zuwiderhandlungen werden u.a. mit der Zerstörung der betreffenden Fahrzeuge bestraft. Diese Strafe trifft nicht die Armen, da diese ja keine Autos besitzen.

zustande. Deshalb mußte Weis länger als vorgesehen im Lande bleiben und war gezwungen, das einen Monat gültige Visum zu verlängern. Am 17. August reichte er das Gesuch um Verlängerung bei der Migrationsbehörde ein. Ohne Diskussion, aber möglicherweise auf Weisung des Innenministeriums (!), wurde das Visum verlängert. Am Abend des 22. August um 18.00 Uhr erhielt der Schweizer Honorarkonsul *Hansruedi Simon* die Meldung, «der Schweizer Bürger Jürg Dieter Weis sei in einem Gefecht zwischen der Guerilla und einer Patrouille der PN (Policía Nacional) in der Nähe des Städtchens Ilobasco im Kampf gefallen». In diesem Wortlaut erschien die Todesnachricht von Jürg Weis am 24. August als kleine Meldung in unseren Zeitungen. Auf Wunsch der Eltern wurde der Verstorbene in die Schweiz überführt. Das Institut für gerichtliche Medizin Basel wurde mit der Autopsie beauftragt. Am 1. September legte der Gerichtsmediziner, Prof. Dr. med. *R. Dirnhöfer*, den vorläufigen (später für unseren Bericht präzisierend bestätigten) *Autopsiebericht* vor.

Darin wurde u.a. festgehalten: «Im Bereich des Brustkorbes und des Bauches fanden sich insgesamt mindestens 9 Schußverletzungen ... Der Gesichts- wie der Gehirnschädel zeigten umfangreiche Zerstörungen ... Das Ergebnis eines Raubtierfraßes kann aber die Veränderung im Bereich des Schädels nicht sein ... Auffällig war das komplette Fehlen der Gesichts- und vorderen sowie seitlichen Halshaut ... Neben den genannten Schußverletzungen fanden sich noch Zeichen anderer Gewalteinwirkungen, und zwar in der Form einer stumpfen und scharfen Gewalt.» (In unserer Sprache: Schläge, z.B. mit einem Gewehrkolben, und ein Stich. Der Berichterstatter.) «Es handelte sich dabei um ... Verletzungen, die hinsichtlich ihres Aussehens ebenfalls als vital, d.h. also zu Lebzeiten entstanden, einzuschätzen sind... Die Autopsie ergab ... keine Hinweise auf ... Foltergeschehen.» Die genaue Todesursache konnte nicht ermittelt werden, da der Zustand der Leiche eine Autopsie sehr erschwerte: Die inneren Organe waren des Transportes wegen entnommen worden, die Leiche war mit Formalin fixiert, und zwischen dem Eintritt des Todes und dem Eintreffen in Basel war eine Woche vergangen.

Montag, 29.8.1988 flog der Schweizer Botschafter *W. Hold* nach El Salvador (die Schweiz ist seit der Ermordung ihres Geschäftsträgers 1979 in El Salvador nur noch durch einen Honorarkonsul vertreten, die Schweizer Botschaft in Guatemala ist auch für El Salvador zuständig), um weitere Informationen zu beschaffen. Er übermittelte anschließend einen Bericht nach Bern, in dem einige Zweifel an der Gefechtsversion der salvadorianischen Regierung ausgesprochen wurden.

Trotz dieser beiden Berichte veröffentlichte das EDA (Eidgenössisches Departement für auswärtige Angelegenheiten) am 5. September eine «Pressemeldung», in der die Version der salvadorianischen Regierung kritiklos übernommen wurde: Der Bericht des Botschafters wurde unterschlagen, und der Bericht der Autopsie wurde so umgedeutet, daß es der gewünschten Version entsprach.

Diese Ungereimtheiten sowie die Kenntnis der Gesamtsituation in El Salvador bewogen das Zentralamerika-Sekretariat zur Entsendung der internationalen Untersuchungsdelegation, an der ich teilnahm. Wir weilten vom 18. bis 25. September in El Salvador, sprachen dort mit den Spitzen des Militärs (Torres, Chef der Militärpressestelle COPREFA; A. Blandón, Generalstabschef; Mauricio Guzmán, Chef der Policía Nacional; Vides Casanova, Verteidigungsminister; Herrarte, Kommandant der Militärregion 2, in der die Leiche von Jürg Weis gefunden wurde), den am «Gefecht» beteiligten Soldaten (mindestens wurden sie uns als solche vorgeführt, eine Einzelbefragung ohne Überwachung durch die Vorgesetzten konnte nicht stattfinden) und mit einigen Zivilstellen. Wir hatten auch die Möglichkeit, den Fundort der Leiche zu besichtigen.

Sehr schnell war klar, daß wir mit dem Autopsiebericht und zusätzlichen Indizien den Beweis erbringen konnten, daß Jürg Weis nicht in einem Gefecht ums Leben gekommen, sondern daß er lebend in die Hände der Streitkräfte gefallen und anschließend ermordet worden war. Die Schlag- und Stichverletzungen, welche ihm zu Lebzeiten beigebracht worden waren, wiesen zwar nicht auf Folter hin, wohl aber auf schwere Mißhandlungen im direkten Zusammenhang mit der Ermordung. Sie wurden ihm wohl in zeitlich unmittelbarer Nähe des Todes beigebracht. Die sehr gekonnt und präzise durchgeführte Entfernung der Gesichtshaut, der Ohren und des Hirns mit einem scharfen Messer deuten unmißverständlich auf die «Todeschwadronen»<sup>7</sup> hin. Diese Verstümmelungen von Leichen sind bekannte Praktiken, welche zusätzliche Abschreckung bewirken sollen.

Soweit, kurz zusammengefaßt, der Befund unserer Untersuchung, über die ein ausführlicher Bericht nun vorliegt.<sup>8</sup> Sie hat freilich nur eine teilweise Klärung gebracht. Mit wem wir es dabei zu tun hatten, wie man uns begegnete und was uns zu unserer Information angeboten bzw. vorenthalten wurde – dies und einige auf die großmachtpolitischen Hintergründe zielende Fragen möchte ich hier noch anfügen.

### Notizen von Begegnungen

San Salvador, Mittwoch, 21.9.1988, etwa 9.25 Uhr, im Büro des Verteidigungsministers *Vides Casanova*, Gespräch zwischen der internationalen Delegation zur Aufklärung des Todes von Jürg Weis und dem Verteidigungsminister von El Salvador, nach außen der Chef der salvadorianischen Streitkräfte. Frage der Delegation: «Eine andere Frage noch, die eher in Ihren Bereich fällt: Wir verstehen nicht, warum der Paß unseres Mitbürgers so lange Zeit zurückgehalten wurde ... Hat es irgendeinen Grund gegeben, den Paß so lange zu behalten?» *Vides Casanova*: «Ich glaube, ich kann ihn sofort auftreiben ... Aber man muß noch herausfinden, wo sich der Paß zurzeit befindet. Wir werden ihn suchen und Ihnen dann sofort aushändigen.» Er bespricht sich mit seinem Adjutanten, der geht kurz zur Türe, spricht dort mit jemandem, kommt wieder herein und setzt sich. Etwa fünf Minuten später kommt ein Mann in Uniform mit einer Mappe in der Hand und wartet. Gelangweilt betrachtet er den Inhalt der Mappe. Das niederländische Fernsehen, das uns begleitet, filmt, wie er in aller Ruhe den Inhalt der Mappe betrachtet. Auch der Paß ist dabei. Auch er wird gefilmt. Kurze Zeit später gibt der Mann die Mappe dem Adjutanten. Wir, die Delegation, wissen noch nichts davon. Beim Hinausgehen sehe ich den Paß in der Mappe des Adjutanten. Draußen besprechen wir uns ganz kurz: Der Schweizer Botschafter soll sich darum kümmern!

Freundlich wurden wir empfangen: Die ganze Armeeführung beeilte sich, uns entgegenzukommen, gab sich äußerst kooperativ. Aber wir kannten die Geschichte El Salvadors der letzten Jahre, wußten um die Massenmorde, welche im Auftrag der herrschenden Schicht ausgeführt wurden, wußten um die Brutalität, welche die Handschrift dieser «demokratischen» Regierung ist. Wir wußten um den Terror der sogenannten «Todesschwadronen». Wir wußten zum Zeitpunkt des Gesprächs mit dem Verteidigungsminister schon, daß wir beweisen konnten, daß Jürg Weis brutal ermordet und die Leiche unmenschlich verstümmelt worden war.

Jetzt erlebte ich diese Menschen, die verantwortlich sind für unendliches Leid, direkt, hautnah, von Angesicht zu Ange-

sicht, erlebte, wie sie uns mit ihrer Freundlichkeit verspotteten, der Lächerlichkeit, der Ohnmacht preisgaben. Immer wieder betonten sie, wie wichtig es für sie sei, daß wir uns von der Wahrheit überzeugen könnten, immer wieder gaben sie uns das Gefühl, offene Türen einzuzurren: Selbstverständlich könnten wir mit den Soldaten der Patrouille reden, selbstverständlich könnten wir mit allen Menschen reden, mit denen wir zu reden wünschten, selbstverständlich würden wir alles Material, das wir für unsere Untersuchung benötigten, erhalten, selbstverständlich würden sie uns erlauben, auch den Ort, wo «der Schweizer Bürger» «gefallen» sei, zu besichtigen, allerdings könnten sie natürlich keine Garantie übernehmen, daß die Gegend frei sei von Minen der «Terroristen», selbstverständlich würden sie uns auch, «zu unserer Sicherheit», dorthin begleiten. Alle Wünsche schienen sie uns schon von den Augen abzulesen. «Ils nous ont roulés dans la farine», urteilte unser französisches Delegationsmitglied.

Die Einzelheiten der Ermordung von Jürg Weis konnten wir nicht herausfinden, zu dicht war die Mauer der Freundlichkeit und Lüge, zu konsequent deckte einer den anderen, zu präzise gaben sie uns unpräzise Angaben: Die Zivilstellen wußten nichts über den Hergang des «Gefechts», denn sie wurden erst später, als «erkannt» wurde, daß es «sich bei dem Toten um einen Ausländer handelte», informiert, und die Armeeführung verwies uns für alle Einzelheiten auf die am «Gefecht» beteiligten Soldaten.

Am Donnerstag fuhren wir nach Ilobasco. Ziel: Gespräche mit beteiligten Zivilstellen und den «beteiligten» Soldaten. Das Gespräch mit den Soldaten fand in einem kleinen, düsteren Raum der Polizeistation statt. Der Geheimdienstoffizier *Major Chávez* führte Regie. Ich war entsetzt: Hier, an diesen jungen Soldaten zeigte sich mir die Perversion des Systems in aller Härte, zeigte sich auch das Elend der Soldaten. Hier, unter der Regie von Major Chávez wurde mir deutlich, daß die Armeeführung eine klägliche Bande von verantwortungslosen, wohl subalternen Mordbeamten ist: Sie hatten mit widerlicher Eleganz und Freundlichkeit die letzte Verantwortung für die Lüge an die untersten Befehlsempfänger, an die Kleinen, delegiert, in der Hoffnung, diese würden ihre Rolle gut spielen. Und diese bemühten sich ungemein, trotz ihrer Verängstigung, trotz Behandlung mit Drogen, den Vorgesetzten zu gefallen, den Auftrag richtig auszuführen, so wie sie wohl auch den Mord richtig ausgeführt hatten. Aber sie waren auf die Hilfe von Major Chávez angewiesen, denn ohne ihn hätten sie wohl zu viele Fehler gemacht, hätten wir wohl noch mehr Ungereimtheiten und Widersprüche entdeckt.

Die nächste Station war der Ort des «Gefechts». Nach seiner Besichtigung, bei der auch vom militärischen Aspekt her klar geworden war, daß ein Gefecht hier nie in der vorgelagerten Weise hatte stattfinden können, suchten wir vor dem Regen Schutz unter dem Dach des nahegelegenen Bauernhauses. Ein Gespräch mit den Bewohnern des Hauses war nicht möglich, denn sobald sie gemerkt hatten, wer wir waren, zogen sich die einen ins Haus zurück, und die andern verstanden kein Wort mehr. Dies war unsere einzige Begegnung mit Menschen «aus dem Volk». Es schien uns zu gefährlich, persönliche, nichtoffizielle Kontakte aufzunehmen, denn wir wurden überwacht, und Kontakte mit uns hätten mit Sicherheit Überwachungen unserer nichtoffiziellen Gesprächspartner nach sich gezogen. Ich erlebte, wie meine Verhaltens- und Denkweisen mit dieser Realität nicht mehr mithalten konnten. Das Gefühl der Unsicherheit lähmte mich. Äußerlich schien alles so normal, so friedlich, so freundlich. Der Gegenstand unserer Untersuchung, ein brutaler Mord, stand in krassem Gegensatz zum Erscheinungsbild, das nun vor uns hingestellt wurde. War dies ein Zeichen der diabolischen Raffinesse? Oder übersteigt das Maß an Brutalität derart jede Menschlichkeit, daß eine formal wahrheitsgerechte Präsentation gar nicht mehr möglich ist? Oder ist die einzigmögliche Steigerung dieser Brutalität die

<sup>7</sup> «Todesschwadronen» werden jene Spezialeinheiten der Armee genannt, welche für die besonders wichtigen, grausamen und spektakulären Morde an Exponenten der legalen und illegalen Opposition verantwortlich sind: Gewerkschafter, Oppositionspolitiker, Lehrer, Priester (u.a. Erzbischof O.A. Romero), Mitglieder von Menschenrechtsorganisationen (u.a. Herbert Anaya, Präsident der hochangesehenen unabhängigen Menschenrechtskommission CDH), Journalisten usw. sind ihre Opfer.

<sup>8</sup> 48 Seiten Bericht und 10 Seiten Anhang. Zu beziehen beim Zentralamerika-Sekretariat, Baslerstraße 106, CH-8048 Zürich.

undurchdringbare, unangreifbare Freundlichkeit? Oder ist diese Freundlichkeit nur noch reine Fassade, die letztlich demonstriert, daß dahinter kein Haus mehr ist? Oder ist diese Freundlichkeit eine leere Form, die zeigt, daß es andere sind,

die sie füllen, d.h., ist diese Freundlichkeit der Hinweis auf die Tatsache, daß auch die Führung der Streitkräfte letztlich nichts anderes ist als eine Gruppe von Befehlsempfängern?

Christian Locher, Bern

## «Gehent, weil wir zusammen gedacht haben»

Zu den Briefen von Helmuth James von Moltke an seine Frau Freya

Der kürzlich bei C.H. Beck erschienene Band «Helmuth James von Moltke: Briefe an Freya, 1939–1945» enthält die Briefe des während dieser Zeit vor allem in Berlin als Kriegsverwaltungsrat in der Abteilung Ausland in der Amtsgruppe Abwehr des Oberkommandos der Wehrmacht tätigen Moltke an seine im schlesischen Kreisau lebende Frau, die ihrerseits mit der Verwaltung des Familiengutes, der Erziehung der Söhne, der Betreuung von Gästen beschäftigt war.<sup>1</sup> Allerdings ist die Angabe «1939–1945» etwas irreführend, da, wie die Herausgeberin, *Beate Rühm von Oppen*, erklärt, die Briefe vom Tag der Verhaftung Moltkes am 19.1.1944 bis zu seinem Prozeß vor dem Volksgerichtshof Freislers vom 9. bis 11.1.1945 wegen ihres privaten Charakters nicht zur Veröffentlichung freigegeben wurden. Lediglich die letzten beiden, unmittelbar vor Moltkes Hinrichtung verfaßten Briefe vom 10. und 11.1.1945 sind in die Sammlung aufgenommen.<sup>2</sup> Gründe dafür dürften sein, daß Moltke in ihnen einerseits mit erstaunlicher Sachlichkeit den Ablauf des Prozesses beschreibt, andererseits es sich um einen Abschiedsbrief im Angesicht des Todes handelt, in dem Moltke abschließend sein Leben interpretiert. Dabei spielt die Entwicklung vom ethisch motivierten Juristen und Politiker zum Christen, der keine Standes- oder sonstigen Interessen verfolgt und nur wegen seiner Gedanken hingerichtet wird, eine entscheidende Rolle. Ja er bittet ausdrücklich, daß diese abschließenden Gedanken, diese Legende des Menschen Moltke, von seinem Freund, dem Jesuiten Delp, als Vermächtnis der Welt übergeben wird.

Die überwiegende Mehrzahl der hier vorliegenden Briefe berichtet entweder über Moltkes Versuche, «Rechtsschändungen» von seiten des nationalsozialistischen Systems zu verhindern, oder über seine Treffen mit Persönlichkeiten, die er für die Vorbereitung eines demokratischen Systems nach der Niederlage des Regimes gewinnen wollte.

### Engagiert für das Völkerrecht

Moltkes Rechtsempfinden dürfte mehr von seinem Großvater mütterlicherseits, dem südafrikanischen Justizminister und späteren Chief Justice der südafrikanischen Union, Sir James Rose Innes, sowie seinen eigenen Rechtsstudien in England beeinflusst worden sein als von der deutschen staatsrechtlichen Tradition. Das britische Gewohnheitsrecht sowie die Verantwortung vor dem eigenen Gewissen lagen ihm näher als die Auffassung des Staates als moralischer Persönlichkeit, die, wie er meinte, nur zu dessen Vergottung führen konnte.

Ironischerweise war es gerade sein Dienst bei der Abwehr, also einem Organ der Staatsverteidigung, der ihm und einigen seiner Kollegen die Gelegenheit gab, gleichsam aus privilegierter Stellung zu versuchen, vor allem Verstöße gegen Be-

stimmungen des Völkerrechts zu verhindern. Obgleich er selbst keine Entscheidungsbefugnis hatte, konnte er doch als juristischer Zuarbeiter Entscheidungen der höchsten Militärs beeinflussen. Allerdings konnten die Erfolge seiner Bemühungen in einem totalitären System nicht von Dauer sein. Er mag Angriffe auf neutrale Länder verzögert haben, verhindern konnte er sie nicht.

Noch verzweifelter waren seine Versuche, die Einhaltung der die Behandlung von Gefangenen betreffenden Konventionen zu erreichen oder Greuel gegen die Zivilbevölkerung besetzter Länder oder gegen Juden zu verhindern. «Immer wieder hört man Nachrichten, daß von Transporten von Gefangenen oder Juden nur 20% ankommen» (26.8.41). Ein Oberstabsarzt «habe in einem Großversuch Dum-Dumgeschosse», also «völkerrechtswidrig hergestellte Munition ... bei Judenexekutionen verwandt ...». «Das ist doch ein Höhepunkt der Vertiertheit und Verkommenheit und man kann nichts machen» (12.9.41). Aus Kreta erhält er Berichte «über die Lust am gemeinen Mord und an der Plünderung» von seiten deutscher Truppen, wie er «es nie für möglich gehalten hätte» (7.7.41). «In Serbien sind an einem Ort zwei Dörfer eingäschert worden, 1700 Männer und 240 Frauen von den Einwohnern sind hingerichtet. Das ist die Strafe für den Überfall auf drei deutsche Soldaten» (21.10.41). Ein Mann, der gerade aus dem (polnischen) Gouvernement kommt, berichtet ihm von einem «SS-Hochofen», in dem täglich 6000 «verarbeitet» werden (10.10.42). «Die Irrenanstalten füllen sich langsam mit Männern, die bei oder nach den Exekutionen, die sie durchführen sollten, zusammengebrochen sind» (17.11.41). Moltke schreibt: «Die allgemeine schlechte Lage mit ihren Reaktionen in den besetzten Gebieten führt zu einer Welle von Schrecklichkeitsmaßnahmen, mit denen versucht werden soll, die Gebiete im Gehorsam zu halten. Endlich hat man erkannt, daß die Todesstrafe nicht mehr wirkt, aber statt daraus den Schluß zu ziehen, daß man eben mit den Menschen regieren muß, statt gegen sie, zieht man den Schluß, daß Schrecklicheres als der Tod gefunden werden muß» (16.9.41). Auf die Frage seiner Frau, wie man all das ertragen kann, antwortet Moltke: «Um den Tod und das Grauen zu ertragen, neigt man dazu, in sich die Menschlichkeit zu töten und es ist die viel größere Gefahr als daß man es nicht ertragen könnte» (29.11.43). Freilich fragt er sich auch, ob er trotz seines Wissens um all die Unmenschlichkeiten in seiner «geheizten Wohnung am Tisch sitzen und Tee trinken» darf. «Mach' ich mich dadurch nicht mitschuldig?» «Was sage ich, wenn man mich fragt: was hast Du während dieser Zeit getan? ... Wenn ich nur das entsetzliche Gefühl loswerden könnte, daß ich mich selbst habe korrumpieren lassen, daß ich nicht mehr scharf genug auf solche Sachen reagiere, daß sie mich quälen, ohne daß spontane Reaktionen entstehen. Ich habe mich selbst verzogen, denn auch in solchen Sachen reagiere ich über den Kopf. Ich denke über eine mögliche Reaktion nach, statt zu handeln» (21.10.41).

In Wirklichkeit hat er gehandelt. Er berichtet: «Im Kampf für Juden und Russen, bzw. gegen die Verwilderung militärischen Denkens habe ich so überraschende Fortschritte erzielt, daß ich von einer offenen Tür in die andere stürze ...» (12.11.41), oder: «... in der Judensache habe ich ein Veto des OKW für den Augenblick erreicht» (14.11.41), oder: «Ich habe gegen 24 Männer ganz eisern eine Verordnung angegriffen und im Au-

<sup>1</sup> Helmuth James von Moltke, Briefe an Freya, 1939–1945. Herausgegeben von Beate Rühm von Oppen. C.H. Beck-Verlag, München 1988, 632 Seiten, DM 68,-. Die Eigenheiten der Schreibweise Moltkes sind in den Briefzitate beibehalten mit einer einzigen Ausnahme. Er schrieb lateinisch, ohne «ß», außer bei «daß» und «sodaß». Hier wird konsequent «ß» gesetzt.

<sup>2</sup> Einzelveröffentlichung der beiden letzten Briefe u. a. in: H.J. von Moltke, Bericht aus Deutschland im Jahre 1943. Letzte Briefe aus dem Gefängnis Tegel 1945. Berlin<sup>13</sup> 1981; H.J. Graf von Moltke, Völkerrecht im Dienste der Menschen. Dokumente. Herausgegeben und eingeleitet von Ger van Roon. Berlin 1986. (Red.)

genblick auch aufgehalten, die bereits die Zustimmung aller Minister und des Chefs des OKW gefunden hatte» (8.11.41), oder: «Immerhin bedeuten diese Tage, daß ich zusammen mehr als 1000 Menschen die Freiheit verschafft habe, wenn alle halten, was sie versprochen haben» (7.6.43). Diese und ähnliche Erfolgsmeldungen mögen auf den ersten Blick übertrieben anmuten, wenn man bedenkt, daß Moltke sehr wohl die Natur des Hitlerregimes verstand, daß er normal eher ein Pessimist als ein idealistischer Träumer war. Andererseits berichten die Briefe an seine Frau tagebuchartig die Ereignisse des jeweiligen Tages, verfolgen also nicht die Resultate seiner Handlungen über längere Zeit hinweg; ferner war er ein durch und durch ethischer Mensch, der die Pflicht in der unmittelbaren Aufgabe des Tages sah; und endlich traf er im Amt und in seinen amtlichen Kontakten Menschen, die er mit mehr oder minder rationalen Argumenten überreden oder bezwingen konnte, während die Entscheidungen dieser Ämter und staatlichen Organe letzten Endes in den Strudel der «Bewegung» gezogen wurden und dort der Irrationalität zum Opfer fielen.

### Gegen einen gewaltsamen Staatsstreich

Während Moltke im Alltag versucht, diese oder jene Aktion des Regimes zu torpedieren, sieht er im Ganzen keine Hoffnung für Deutschland, solange der nationalsozialistische Terror besteht. Dies bedeutet jedoch nicht, daß er für einen Staatsstreich oder den Tyrannenmord plädiert. Und dies nicht nur, weil er die Mehrzahl der Generäle für zu feige hält (er glaubt, sie wollen keine Revolution, weil sie bei Hitler eine zu gute Stellung haben) oder weil er Bürger wie seinen Onkel Vigo wegen ihres Mangels an Weltweite verachtet. Er hält eine Gewalttat für prinzipiell falsch. Sie ändert im Grunde im Volke nichts. Das Regime ist ja nicht oktroyiert, sondern entspricht einer Vielfalt von Ressentiments, die sich das Regime lediglich zunutze macht. Dazu kommt, daß ein Staatsstreich die Gefahr einer neuen Dolchstoßlegende in sich birgt. Moltkes Lösung ist eine pädagogisch-politische: Er sucht Freunde, mit denen er die geistigen und politischen Grundlagen einer deutschen Gesellschaft, die es nach der Niederlage des Regimes aufzubauen gilt, entwickeln kann.

Außenpolitisch bedeutet dies, daß Moltke vor Ausbruch des Krieges alles versucht, um England von seiner «appeasement policy» abzubringen. Denn mit dem Hitler-Regime kann es keine internationale Verständigung oder Zusammenarbeit geben. Später nutzt er seine Auslandskontakte, um die Alliierten von ihrem Kriegsziel des «unconditional surrender» abzubringen. Denn dieses lähmt die Hoffnung der antifaschistischen Deutschen, am Wiederaufbau Deutschlands nach Hitlers Niederlage maßgebend teilzunehmen. Moltke geht so weit, bei den Kriegsverbrecherprozessen, die dem Sieg über Nazi-Deutschland folgen sollen, die Teilnahme von Richtern auch aus dem Lager der Besiegten zu fordern.

Viele Briefe Moltkes an seine Frau beschreiben in einfachster Weise, mit wem er sich an dem entsprechenden Tag getroffen hatte, ohne aber das Thema oder den Verlauf der Besprechungen zu erwähnen, z. B.: «Morgen Nachmittag kommt der Jesuitenobere Rösch, den ich für Pfingsten für Kreisau gewinnen will, am Abend gehe ich zu Kennan. Freitag Mittag essen Yorck, Mierendorff, Abs und Einsiedel in der Derfflingerstr., nachmittags gehe ich mit Steltzer zu Preysing und abends fahre ich nach Wien. Du siehst, es ist ein bewegtes Programm. Außerdem kommt Canaris heute zurück ...» (3.12.41).<sup>3</sup>

Aus einigen der Briefe geht klar hervor, daß Moltke seine Aufgabe darin sieht, Persönlichkeiten zu finden, die, wie er selbst, eine Zusammenarbeit aller demokratischen Kräfte an-

streben. Mit diesen versucht er, auf den verschiedenen Gebieten der Politik, Wirtschaft, Erziehung usw. eine Grundüber-einstimmung herzustellen. Gleichzeitig wehrt er sich gegen die Absichten der Goerdeler-Gruppe, Leute aus seinem Bekann-tenkreis zu sich herüberzuziehen. «Auf dem mich hauptsäch-lich interessierenden Gebiet ist eine große Panne eingetreten, indem der Onkel<sup>4</sup> unter ziemlich üblen Begleiterscheinungen zu dem Exzellenzen-Club getreten ist, womit die Reaktion soviel Auftrieb erhalten hat, daß wir wohl in die Kerenski-Lösung hineinschlittern werden. Damit können wir für unsere Lebenszeit die Hoffnung auf eine gesunde, organische Lösung begraben und das bedeutet leider sehr viel» (4.8.43). Und weiterhin: «Sachlich drohen erhebliche Gefahren. Friedrich (Mierendorff) und Neumann<sup>5</sup> befinden sich auf Abwegen, die denen des Onkels nicht unähnlich sind» (11.11.43). Auch Pater Delp scheint in dieser Angelegenheit aktiv gewesen zu sein. (Jedenfalls schreibt die Herausgeberin in einer Anmerkung: «Es scheint sich um Delps Bemühungen gehandelt zu haben, katholische Gewerkschafter vor der Goerdelergruppe (...) als «reaktionär» zu warnen und die Moltkegruppe als «aufgeschlos-sener» darzustellen.» [Zu einem Brief vom 11.12.42])

### Sozialethische Positionen

Moltkes soziales und politisches Engagement, seine Verbin-dung von persönlicher und sozialer Ethik, ist schon 1928 er-kenubar, als er im Rahmen der Hilfsaktion für das wirtschaft-lich darniederliegende Waldenburger Kohlengebiet sich an freiwilligen Arbeitslagern im Volksschulheim Boberhaus in Löwenberg beteiligt. Auch hier gilt es, Menschen verschieden-ster Herkunft zusammenzubringen und die für die Zeit charak-teristischen Gegensätze sozialer und sonstiger Art durch ge-meinsame Arbeit und Diskussion zu überwinden.

Nur wenige Angaben über seine Ausgleichsaktionen in den Jahren 1940–44 werden in den Briefen direkt angesprochen. So schreibt er am 4.2.41: «Yorck und ich können doch sehr gut miteinander, wenn ich auch ein ganzes Stück weiter links stehe als er.» Oder er berichtet über einen Besuch bei dem Berliner katholischen Bischof von Preysing: «Jedenfalls hat er mich glühend aufgefordert, wiederzukommen und das will ich jetzt in regelmäßigen Abständen von etwa drei Wochen tun» (6.9.41). Zu den Problemen, die im Mittelpunkt von Moltkes Unterredungen standen, gehörten zweifellos, wie man eine Vielfalt überschaubarer politischer und kultureller Bereiche mit der Idee eines umfassenden Europa vereinigen könne; ob es Konfessions- oder Gemeinschaftsschulen geben solle; und wie man in einem Land ohne lebendige demokratische Tradi-tion eine Art von Landverweser, also sowohl nach ihrer Gesin-nung als auch ihrer Tüchtigkeit in der Verwaltung ausgewählte Persönlichkeiten, einsetzen könne oder dürfe, ohne ein neues System der Bevormundung zu schaffen.

Eines der faszinierendsten Probleme – vielleicht sogar das Hauptthema – der Briefe Moltkes ist der von Sören Kierke-gaard unter vollständig anderen Umständen erlebte und abge-handelte Übergang eines Menschen von der vornehmlich ethi-schen Ebene seines Daseins zu jener (höheren) der Religion. Im Sommer 1940 spricht Moltke innerhalb eines Monats (28.6. bis 25.7.40) viermal von seiner Lektüre Spinozas. Auch Kant interessiert ihn. Im folgenden Jahr findet sich eine Reihe von Briefstellen, die sich mit dem Zusammenhang von Ethik und Religion oder allein mit religiösen Fragen beschäftigen. Am 5.11.41 schreibt er: «Wir müssen, so scheint mir, alles tun, was dazu beiträgt, den Knaben (den Söhnen Caspar und Konrad) den Grundsatz in Fleisch und Blut übergehen zu lassen, daß jede Handlung verantwortet werden muß, daß alle Menschen vor Gott gleich sind, so daß, was einem Menschen geschieht,

<sup>3</sup> George Kennan, amerikanischer Diplomat und Historiker; Peter Graf Yorck von Wartenburg, Jurist; Carlo Mierendorff, religiöser Sozialist; Hermann Josef Abs, Bank- und Finanzmann; Horst von Einsiedel, Volkswirt-schaftler; Theodor Steltzer, Oberstleutnant; Konrad Graf von Preysing, Bischof von Berlin; Admiral Wilhelm Canaris, Chef der Abwehr.

<sup>4</sup> Onkel, d. h. der Gewerkschaftsführer und Sozialdemokrat Wilhelm Leuschner.

<sup>5</sup> Neumann, d. h. der Sozialdemokrat Julius Leber.

alle anderen angeht und daß man sich nicht dahinter verstecken kann, daß irgendein Mensch in eine andere Kategorie gehört.»

Eines Morgens, als er über Kreisau, die Seinen und den Krieg nachdenkt, schreibt er: «Bei dieser Gelegenheit wurde ich mir einer Wandlung bewußt, die während des Krieges in mir vorgegangen ist und die ich nur einer tieferen Erkenntnis christlicher Grundsätze zuzuschreiben vermag. Ich glaube nicht, daß ich weniger pessimistisch bin als früher, ich glaube nicht, daß ich das Leid der Menschheit jetzt, wo es große materialistische Formen angenommen hat, weniger fühle, ich finde auch heute, daß der Mörder mehr zu bedauern ist als der Gemordete, aber trotzdem trage ich es leichter; es hemmt mich weniger als früher. Die Erkenntnis, daß das, was ich tue, sinnlos ist, hindert mich nicht, es zu tun, weil ich viel fester als früher davon überzeugt bin, daß nur das, was man in der Erkenntnis der Sinnlosigkeit alles Handelns tut, überhaupt einen Sinn hat» (11.10.41).

Er bewundert die Haltung derer, die dem Tod entgegengehen, seien es Juden oder Christen. «In den letzten Tagen haben wieder etwa 100 000 (Juden) die Aufforderung erhalten, sich bereitzuhalten. Es war erfreulich zu sehen, wie gut diese Leute ihre Haltung bewahrten und ich kann nur wünschen, daß wir uns nicht schlechter benehmen, wenn wir daran sind» (9.11.41). Von dem evangelischen Gefängnispfarrer Poelchau hat er sich die Nacht vor der Hinrichtung von Regimegegnern beschreiben lassen: «Sie (die Nacht) ist grauenvoll und doch irgendwie erhaben. Er sagte aber, daß kein Mensch so vorbereitet in den Tod ginge wie diese Leute; und er sagte, daß in den acht Jahren seiner Praxis noch keiner – mit Ausnahme hysterischer Frauen – nicht mutig zum Schafott gegangen wäre» (9.10.41). Am Anfang des Jahres 1944, kurz vor seiner Festnahme, schreibt Moltke: «... wir können nur hoffen, daß wir die Kraft haben werden, uns der Aufgabe, die dieses Jahr uns stellen wird, würdig zu erweisen. Und wie könnten wir das, wenn wir nicht bei all den Schmerzen, die wir werden erdulden müssen, wüßten, daß wir in Gottes Hand stehen» (2.1.44).

### Nach dem Todesurteil

Die beiden letzten Briefe gehören zweifellos zu den großen menschlichen Dokumenten unseres Jahrhunderts. Sie sind einerseits Ausdruck des Dankes an seine Frau, der er schreibt: «Ich sage garnicht, daß ich Dich liebe, das ist gar nicht richtig. Du bist vielmehr jener Teil von mir, der mir alleine eben fehlen würde. Es ist gut, daß mir das fehlt; denn hätte ich das, so wie Du es hast, diese größte aller Gaben, mein liebes Herz, so hätte ich vieles nicht tun können, so wäre mir so manche Konsequenz unmöglich gewesen, so hätte ich dem Leiden, das ich ja sehen mußte, nicht so zuschauen können und vieles andere. Nur wir zusammen sind ein Mensch. Wir sind, was ich vor ein paar Tagen symbolisch schrieb, ein Schöpfungsgedanke ...» (S. 611)

Andererseits sind diese Briefe Ausdruck seines Dankes an Gott. «Ich habe ein wenig geweint, eben, nicht traurig, nicht wehmütig, nicht weil ich zurückmöchte, nein, sondern vor Dankbarkeit und Erschütterung über diese Dokumentation Gottes. Uns ist es nicht gegeben, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen, aber wir müssen sehr erschüttert sein, wenn wir plötzlich erkennen, daß er ein ganzes Leben hindurch am Tage als Wolke und bei Nacht als Feuersäule vor uns hergezogen ist, und daß er uns erlaubt, das plötzlich, in einem Augenblick, zu sehen. Nun kann nichts mehr geschehen» (S. 611).

In seiner überaus sachlichen Darstellung der Verhandlungen vor dem Volksgerichtshof stellt Moltke fest, daß im Gegensatz zur Anklage das Gericht bestätigt, daß er zu keiner Zeit Gewalt anwenden wollte. Er dankt der göttlichen Fügung: «In dem Augenblick, in dem die Gefahr bestand, daß ich in aktive Putschvorbereitungen hineingezogen wurde – Stauffenberg kam am Abend des 19. zu Peter – wurde ich rausgenommen,

damit ich frei von jedem Zusammenhang mit der Gewaltanwendung bin und bleibe» (S. 609). Noch stärker drückt er sich aus, was den «Goerdeler-Mist» betrifft (S. 603). Freilich: Einer der vom Volksgerichtshof verkündeten Grundsätze lautet: «Vorbereitung zum Hochverrat begeht, der zwar jede Gewalthandlung ablehnt, aber Vorbereitungen für den Fall trifft, daß ein anderer, nämlich der Feind, die Regierung mit Gewalt beseitigt; dann rechnet er eben mit der Gewalt des Feindes» (S. 598). In diesem Sinne machte sich Moltke des «schwärzeste(n) Defaitismus aller dunkelster Art» (S. 598) schuldig. Freisler wettete: «Alle Behörden Adolf Hitler's arbeiten auf der Grundlage des Sieges, und das ist im O.K.W. nicht anders wie anderswo ...» (S. 600).

Die Geschichte wird vielschichtiger und dramatischer, wenn Moltke behauptet: «Wir haben keinen einzigen organisatorischen Schritt unternommen, mit keinem einzigen Mann über die Frage gesprochen, ob er einen Posten übernehmen wolle» (S. 602) und das Gericht diese Aussage akzeptiert. Ist Moltke mit der These, mit seinen Freunden nichts Praktisches getan, sondern nur gedacht zu haben, durchgedrungen, weil Freisler sehr wenig über ihre «Aktivitäten» wußte? Oder – was wahrscheinlicher ist – hat Freisler, unabsichtlich, aus der Absolutheit seines ideologischen Denkens heraus, Moltke gezwungen, auch seine Haltung und Vergangenheit radikaler, absoluter zu sehen, was in etwa seiner geistig-religiösen Entwicklung während seiner Inhaftierung entsprochen haben dürfte? Solange er frei war, konnte er hoffen, am Wiederaufbau Deutschlands nach der Niederlage des Regimes teilzunehmen; jetzt, in der Todeszelle, blieb ihm nichts übrig als – das Denken.

«Wir haben nur gedacht ...» Und jetzt wird es wichtig für Moltke, aber mehr noch für Freisler, festzustellen, daß es außer Moltke zwei Geistliche waren, der protestantische Theologe Gerstenmaier und der Jesuitenpater Delp, die zusammen dachten. «Die anderen», wie Moltke schreibt, «galten nur als Mitläufer». – «Und vor den Gedanken dieser drei einsamen Männer, den bloßen Gedanken, hat der N.S. eine solche Angst, daß er alles, was damit infiziert ist, ausrotten will» (S. 602). – «... wir werden gehenkt, weil wir zusammen gedacht haben» (S. 603).

Gedacht wurde, so Moltke, über «Fragen der praktisch-ethischen Forderungen des Christentums» (S. 608). Dazu Freisler: «... und wer sich seine Befehle in noch so getarnter Form bei den Hütern des Jenseits holt, der holt sie sich beim Feind und wird so behandelt werden!» (S. 601). An anderer Stelle behauptete er (und Moltke und dessen Freunde können ihm nur beistimmen): «Nur in einem sind das Christentum und wir gleich: wir fordern den ganzen Menschen! ... Von wem nehmen Sie Ihre Befehle? Vom Jenseits oder von Adolf Hitler? ... Wem gilt Ihre Treue und Ihr Glaube?» (S. 608)

Moltke ist Freisler beinahe dankbar, daß er ihn und die beiden Freunde nicht als Vertreter irgendwelcher Interessen sieht, sondern eben als Diener und Verkünder jenes anderen Absoluten, das dem, das Freisler vertritt, radikal und unversöhnlich gegenübersteht. In der Tat, er ist «ausersehen, als Protestant vor allem wegen seiner Freundschaft mit Katholiken attackiert und verurteilt zu werden, und dadurch steht er vor Freisler nicht als Protestant, nicht als Großgrundbesitzer, nicht als Adliger, nicht als Preuße, nicht als Deutscher ..., sondern als Christ und gar nichts anderes» (S. 610).

Die Tatsache, daß noch weniger geschehen ist als im Fall von Professor Huber – «Es ist ja nicht einmal ein Flugblatt hergestellt worden. Es sind eben nur Gedanken ohne auch nur die Absicht der Gewalt» – soll, «richtig aufgemacht», «verbreitet und ausgenutzt werden». «Und zwar m. E. im Inland und draußen.» Dies aber, schreibt er an seine Frau, ist nicht ihre Aufgabe. «Da wir vor allem für den heiligen Ignatius sterben (was wohl heißen soll, daß Freisler in Moltkes Freund Alfred Delp und dessen Kollegen den Erzfeind sieht), sollen seine

Jünger sich darum kümmern.» Moltke machte diesen Vorschlag wohl in der Überzeugung, daß die Jesuiten die nötige Organisation zur Verbreitung seines Vermächtnisses besitzen. «Aber Du», heißt es in dem vorletzten Brief an seine Frau, «mußt ihnen diese Geschichte liefern» (S. 603). Und am nächsten Tag heißt es: «Dieser Brief ist in Vielem auch eine Ergänzung zu meinem gestern geschriebenen Bericht, der viel nüchterner ist. Aus beiden müßt ihr eine Legende machen, die aber so abgefaßt sein muß, als habe sie Delp von mir erzählt. Ich muß darin die Hauptperson bleiben, nicht weil ich es bin, nicht weil ich es sein will, sondern weil der Geschichte sonst das Zentrum fehlt. Ich bin nun einmal das Gefäß gewesen, für das der Herr diese unendliche Mühe aufgewandt hat» (S. 611).

Heute, fast 45 Jahre seit Moltke diese Worte schrieb, ehe er den Tod eines Märtyrers erlitt, mag sich mancher von uns an einen seiner Briefe aus dem Jahre 1941 erinnern. Damals schrieb er (am 26.8.): «Was wird passieren, wenn das ganze Volk sich klar ist, daß dieser Krieg verloren ist, und zwar ganz anders verloren als der vorige? Dazu mit einer Blutschuld, die zu unseren Lebzeiten nicht gesühnt und nie vergessen werden kann, mit einer Wirtschaft, die völlig zerrüttet ist? Werden die Männer aufstehen, die instande sind aus dieser Strafe die Buße und Reue und damit allmählich die neuen Lebenskräfte zu destillieren? Oder wird alles im Chaos untergehen?»

Gewiß hat es unmittelbar nach dem Zusammenbruch des Hitler-Regimes viel Chaos und Leid gegeben, aber diese dauerten im großen und ganzen nur kurze Zeit, denn die Alliierten hatten alles Interesse, möglichst schnell wieder «law and order» herzustellen. Der Westen versuchte, die von ihm besetzten Teile Deutschlands so schnell wie möglich wirtschaftlich

wieder lebensfähig zu machen, durch eine kursorische Denazifizierung das Land von aller politischen Seuche zu reinigen und seine eigenen Vorstellungen von Demokratie einzuführen. Antikommunismus war das gemeinsame Band in jener Stunde Null, die über dem Neuanfang nur zu gerne die Geschichte vergaß.

Dies bedeutete aber auch, daß für die Buße und Reue, die Moltke für die Zeit erwartete, da alles in Schutt und Asche liegen würde, die Kräfte fehlten, die geistigen wie die physischen. Die Kirchen hatten großenteils ihre Glaubwürdigkeit eingebüßt, und diejenigen Bürger, die in der einen oder der anderen Weise dem Regime widerstanden hatten, waren erschöpft. Die Mitläufer des Regimes – und das dürfte die Mehrzahl der Deutschen gewesen sein – sahen im Naziregime eher den Mißerfolg als ein Verbrechen gegen die Menschheit. Wozu Buße und Reue, wo alles, dank eigener Tüchtigkeit, wieder normal funktionierte!

Moltkes Briefe scheinen mir heute geeignet, mehr zu sein als nur eine willkommene Bereicherung unserer geschichtlichen Kenntnisse. Ist die Zeit nicht allmählich reif für ein Gedenken, das auch persönliche Einkehr bedeutet? Leben nicht auch wir in einer Epoche, da Denken, vor allem ethisches, gläubiges Denken, den vorherrschenden Tendenzen widerspricht? Da politisches Tun auf breiterer Basis nicht mehr möglich ist? Da, analog den Bemühungen Moltkes und seiner Freunde, eine Ökumene derer, die denken, entsteht – ein weltweites Netz von Menschen, die beten, Gefäße zu sein für den einen Geist, der uns mit allen Menschen, allen Geschöpfen verbindet und unser geringstes Tun mit Hoffnung erfüllt?

*Friedrich Georg Friedmann, München*

## In der erstarrten Luft der Stalinzeit

Die «neue» sowjetische Realität in Ossip Mandelstams Prosa (Schluß)

Als Mandelstam im Frühjahr 1922 über Rostow und Kiew (wo er Nadeschda Chaschina heiratet) wieder in Moskau eintrifft, hat die Neue Ökonomische Politik bereits zu einer Belebung der Märkte geführt. In seinen Prosaskizzen über den Moskauer Sucharewka-Basar und den Krestschatik, die Hauptstraße Kiews, zeichnet sich diese Entwicklung sehr anschaulich ab. Beide Stätten sind Umschlagplätze für legale, halblegale und Hehlerwaren, Orte der hastigen, ungeschminkten Rede:<sup>1</sup>

«Das Schauspiel eines Basars hat etwas Verrücktes an sich: diese Zehntausende von Leuten, die ihr Gut an die Brust pressen wie ein aus dem Feuer gerettetes Kind. Ein Basar riecht immer nach Brand, Unglück, großem Elend. Nicht umsonst treibt man sie in ein Gehege und grenzt sie ab wie einen Pestherd. Ließe man einem Basar seinen Willen, spränge er auf die Stadt über, und die Stadt wäre plötzlich von Haaren überwachsen. Vorläufig jedoch bringt er sich durch die graue, unerwartete Literatur des Einschlagpapiers in Erinnerung, durch diese Tüten und Beutel, die einmal Heiligenvita sind, ein andermal Sammelband von wilden Anekdoten, dann wieder Reglement eines längst erloschenen Amtes.

Doch russische Basare wie die Sucharewka sind ganz besonders grausam und bedrückend in ihrem tobenden Menschaufwurf. Einen russischen Menschen zieht es nicht nur in den Basar, weil er etwas kaufen oder verkaufen will, sondern auch deshalb, weil er sich ins Volk wälzen, seinen Ellbogen, die in der Stadt gegen ihren Willen untätig sind, Arbeit verschaffen will; um den Rücken dem Rutenbesen des Gezänks, der üblen Schwüre und der Unflätigkeiten auszusetzen. Er liebt die händlerischen Hahnenkämpfe und das derbe, schlagfertig losgelassene Wort. In der Stadt selber spricht man nur träge.

<sup>1</sup> O. Mandelstam, Das Rauschen der Zeit. Gesammelte «autobiographische» Prosa der 20er Jahre. Aus dem Russischen übertragen und herausgegeben von Ralph Dutli. Zürich 1985, 170f. (Zitate aus diesem Werk werden im folgenden durch Zahlenangaben im Text nachgewiesen.) Im folgenden werden (im Unterschied zum ersten Teil) alle russischen Eigennamen transkribiert. Nur in den bibliographischen Angaben russischer Originalausgaben wurde die Transliteration beibehalten. (Red.)

Hier jedoch ist die herrschende Sprache – der Redeschwall, ein Instrument der Verteidigung und des Angriffs, als liefe ein Iltis unter den Verkaufsständen hin und her. Die Basarsprache ist wie ein kleines Raubtier, das seine weißen Zähnnchen bleckt.»

Noch eindringlicher ist die Milieustudie aus der «zählebigsten Stadt der Ukraine». Mit dieser Beschreibung Kiews beginnt der Streifzug des Erzählers durch Straßen, Cafés und Wohnungen. Dabei beobachtet er nicht nur. Eine Reihe von Wahrnehmungen versieht er auch mit Wertungen, sozioökonomischen Reflexionen, Gefühlsausdrücken, politisch gefärbten Aperçus – und wenn es um unmittelbare Existenzfragen geht, läßt er die Leute in kurzen Dialogen reden. Auf diese Weise entsteht ein breites Spektrum des soziokulturellen Lebens dieser Zeit. Ein Beispiel soll das erzählerische Verfahren verdeutlichen. Es geht um die Massenarbeitslosigkeit zu Beginn der 20er Jahre: «Verlieren kann man seine Arbeit bei einer allgemeinen Entlassung (Personaleinsparung) oder aus Gründen der Ukrainisierung (Unkenntnis der Staatssprache) – doch eine zu finden, ist ganz unmöglich. Der oder die Entlassene lehnt sich nicht einmal auf, sondern erstarrt einfach wie ein Käfer, den man auf den Rücken gedreht hat, oder wie eine verbrühte Fliege. Die Krebskranken tötet man nicht, man weicht ihnen aus.

Gekränkte Kiewer Ehefrauen greifen nicht zu Schwefelsäure, um sich an ihren Gatten zu rächen, sondern versuchen, deren Entlassung zu erreichen. Ich habe solche Erzählungen im unheilsschwer-romantischen Kiewer Stil vernommen.» (178)

### Der Verlust der Biographie

Auffällig in diesen Prosaskizzen ist der Schwund an privater Sicherheit. Die ins Blickfeld des Erzählers fallenden Menschen bewegen sich auf Plätzen, sie reden in überfüllten Straßenbahnen über die Nöte ihres Alltages, sie klagen in überfüllten Straßenbahnen über zu enge Wohnungen. Ihre Existenzweise ähnelt der des Autor-Erzählers: Ständig auf der Suche nach literari-

schen Auftragsarbeiten, führen Ossip und Nadeschda in den 20er Jahren ein Nomadendasein, das nur dann unterbrochen wird, wenn es ihnen gelingt, irgendwo in Moskau oder Leninrad eine Unterkunft zu ergattern. Abgesehen von den konkreten Wohnverhältnissen in der Nachrevolutionszeit, in der Millionen aus ihrer häuslichen Geborgenheit gerissene Bürger zu leiden hatten, bewegte Mandelstam auch die ontologische Frage nach der Behaustheit des Menschen im 20. Jahrhundert. In einem frühen Essay «Das Ende des Romans» (1922), einer philosophischen Abhandlung um die soziale Integrität der Romanfiguren des 19. Jahrhunderts, spricht er den Protagonisten des neuen europäischen Romans diese Existenzmöglichkeit ab:<sup>2</sup>

«Heute sind die Europäer wie Kugeln aus den Billardlöchern geworfen, und ein Prinzip lenkt – wie der Zusammenprall der Kugeln auf dem Billardfeld – die Gesetze ihrer Handlungen: der Einfallswinkel gleicht dem Reflexionswinkel. Ein Mensch ohne Biographie kann kein thematischer Schwerpunkt sein, und der Roman andererseits ist undenkbar ohne Anteilnahme an dem einzelnen Menschenschicksal ...»

Sechs Jahre später beschreibt diese Diagnose Mandelstams eigene Haltung gegenüber dem Erbe der bolschewistischen Revolution. Auf eine Anfrage der Zeitschrift «Der Leser und der Schriftsteller» zum Thema «Der Sowjetschriftsteller und die Oktoberrevolution» antwortet er:

«Die Oktoberrevolution mußte meine Arbeit beeinflussen, da sie mir die «Biographie» wegnahm, das Gefühl einer persönlichen Bedeutsamkeit. (...) Ich fühle mich als Schuldner der Revolution, bringe ihr jedoch Gaben dar, die sie vorläufig noch nicht benötigt.» (245)

Ins literarische und gesellschaftliche Abseits gerät Mandelstam zu dieser Zeit auch aufgrund seiner Weigerung, Reportagen über die menschenverschleißenden Großbauten des 1. Fünfjahresplans zu schreiben. Die Folge davon ist, daß Verlagsredakteure auf Weisung von «oben» seine Manuskripte zurückweisen oder ihn verleumden lassen. (vgl. 330ff.)

Die Versteinerung der kulturpolitischen Verhältnisse in den Jahren 1928/29 hatte der weitblickende Dichter bereits Mitte der 20er Jahre erahnt. Sein lyrisches Schweigen versucht er ab 1925 durch die Darstellung des Zeitgeistes in der Vor- und Nachrevolutionszeit in erzählerischer Form zu durchbrechen. Die erste Frucht dieses Gattungswechsels ist «Das Rauschen der Zeit» (Šum vremeni), in dem noch die serielle Musik eines untergehenden Jahrhunderts zu vernehmen ist. Die drei Jahre später entstandene «Ägyptische Briefmarke» (1927/28) enthält bereits einen Rhythmuswechsel: Dort häufen sich die Merkmale für das Verstummen einer Zeit, die nicht mehr der Regelmäßigkeit von Handlungsabläufen gehorcht, sondern die auftretenden Figuren mit dem Gefühl der wachsenden Angst leben läßt. In der Furcht vor den Wirren der Revolution und mit dem Bewußtsein des Verlustes an Subjektivität:

«Ein schrecklicher Gedanke, daß unser Leben eine Erzählung ohne Fabel und ohne Held ist, aus Leere und Glas gemacht, aus dem heißen Gestammel der Abschweifungen, aus dem Petersburger Influenzadelirium.» (238)

Diese Textpassage aus der «Ägyptischen Briefmarke» greift eine Reihe von kulturhistorischen Assoziationen auf, die sich sowohl auf das Weltmodell des Dichters beziehen als auch wesentliche Merkmale der sowjetischen sozialen Realität der 20er Jahre erfassen. Der erste thematische Bereich setzt sich mit Mandelstams Reflexionen zur Kultur des 19. und 20. Jahrhunderts auseinander, in denen «Europa die wahre Poesie verloren hat, seine Wertschätzung des Wortes», und sich in eine zivilisierte Sahara verwandelt habe.<sup>3</sup> Die Poesie des

<sup>2</sup> O. Mandel'stam, Konec romana (Das Ende des Romans), in: Ders., Slovo i kul'tura (Wort und Kultur). Moskau 1987, S. 74f.

<sup>3</sup> Vgl. O. Mandel'stam, O prirode slova (Über die Natur des Wortes), in: Ders., Gesammelte Werke in drei Bänden (russ.). Washington 1971, Band II., S. 250.

Nicht-Seins leitet er dabei aus einem biblischen Kontext ab: So wie Israel sich von Gott Jahwe abgewandt habe, so habe auch Europa das Christentum aufgegeben und sich den monolithischen Kulturen der buddhistischen Welt zugewandt. Buddhistische Welt, das ist im Denkmodell Mandelstams der dialetrale Gegensatz zu der hellenischen Kultur, in der das Individuum respektvoll behandelt wurde und der Begriff «Kunst» mit Lebendigkeit und allumfassender Weltwahrnehmung erfüllt war. Das buddhahafte Wesen der Kultur – der zweite Themenbereich – findet der Dichter in seiner unmittelbaren Lebenswelt. In dem bekannten Gedicht «Mitternacht in Moskau» (Polnoč' v Moskve) setzt er sich mit seiner holprigen Zeit, mit der chloroformierten Luft der einsetzenden Stalin-Ära auseinander:<sup>4</sup>

#### MITTERNACHT IN MOSKAU

Mitternacht in Moskau. Ein üppiger Buddha von Sommer.  
Mit dünnem Getrappel da gehen die Straßen in engen  
und eisernen Stiefeln.

Schwarzpockig aalen sich selig die Ringe der Boulevards,  
Und Moskau kennt auch nachts noch keine Ruhe.  
Die Stille flieht unter den Hufen ...  
Du könntest meinen, irgendwo da hinten  
Da sitzen nun zwei Clowns schon – BIM und BOM,  
Und Kamm und Hämmerchen, sie tanzen los.  
Bald hört man eine Mundharmonika  
Und dann ein Milchzahn-Piano:  
Do-re-mi-fa  
Und so-fa-mi-re-do ...

Oft ging ich damals, als ich jünger war,  
Im leimgetränkten Gummiregenmantel  
Hinein ins Armgewirre der Boulevards,  
Wo die Streichholzbeine der Zigeunerin sich  
mit langen Säumen schlugen

Und wo der arretierte Bär spazierte –  
Naturas Menschewik und ewiger Verlierer.  
Wie roch es da im Überfluß nach Kirschlorbeer ...  
Was redest du? Keinen Lorbeer gibt's, und keine Kirschen!

Ich zieh das Flaschenhals-Gewicht herauf  
Der Küchenuhr mit ihren groben Zeigersprüngen –  
Wie holprig ist sie, diese Zeit,  
Doch lieb ich's trotzdem, sie beim Schwanz zu packen:  
Daß Du so läufst, ist wohl nicht deine Schuld,  
Du Gaunerchen, das uns umlullt  
...

Die zu Beginn der 30er Jahre entstandenen Verse verweisen auf den atembeklemmenden atmosphärischen Wandel im institutionalisierten Leben des jungen Sowjetstaates, der eine

<sup>4</sup> Nachdichtung in: O. Mandel'stam, Mitternacht in Moskau. Die Moskauer Hefte. Gedichte 1930–1934. Aus dem Russischen übertragen und herausgegeben von Ralph Dutli. Zürich 1986, S. 77–81.

Gesucht wird der

## Leiter eines Jugendheims

in dem Schüler und Jugendliche Aufnahme finden, die aufgrund Ihrer emotionalen, sozialen und schulischen Probleme einer sonderpädagogischen Betreuung und eines Milieuwechsels bedürfen.

Bewerbungen sind zu richten an:

**Caritas der Diözese Linz**, Direktion, Kapuzinerstraße 84, A-4020 Linz, Tel. (0732) 27 44 41-0

technokratische Zivilisation aus dem Boden stampfte, in der die Ausmerzung der kulturellen Vielfalt mit Parteitagsbeschlüssen gefeiert wurde. Eine Folge davon war der weitgehende Zusammenbruch der individuellen Kommunikation. Nadeschda Mandelstam, die 1980 in Moskau verstorben ist, beschrieb diesen geistigen Zustand in ihrem Buch «Das Jahrhundert der Wölfe»<sup>5</sup>:

«Unsere Reisebegleiter waren entweder staatliche Angestellte oder vielleicht Parteifunktionäre, aber auf jeden Fall Leute des neuen Typus ... Er (Mandelstam) bemerkte es sofort, daß sie nicht miteinander sprachen ... «Sie haben nichts, worüber sie reden könnten.», sagte er.»

### Die Erstarrung der Kommunikationsräume

Es gehört zu den eigenartigsten Erscheinungsformen der jungen sowjetischen Literaturproduktion, daß die Prosa – neben der noch sich entfaltenden bildenden Kunst, der Theater- und Fotokunst, dem Film – eine schwere Krise erlebte. Das betraf nicht nur den von linksdogmatischen Kritikern beklagten «fehlenden revolutionären Kosmos»,<sup>6</sup> sondern auch die Abwendung der sowjetischen Leser von der landeseigenen Erzählliteratur.<sup>7</sup> Dieser Befund war für die sowjetische Literaturkritik von so großer Bedeutung, daß sie sich um eine Deutung des Phänomens bemühte. Das Urteil eines Kritikers aus dem Jahre 1923, die neue Gesellschaftsordnung finde noch keine gebührende Widerspiegelung, verwarf sie als verfrüht. Viel ernster hingegen war ihr die Feststellung, daß die Literaturgeschichte nachweisen könne, daß die Gattung der Romanerzählung besonders dann aufblühe, wenn die jeweilige Gesellschaft sich auf ihre sogenannten prosaischen Aufgaben konzentriere. Die junge sowjetische Prosa habe sich aber augenscheinlich der Aufforderung, den sozialpolitischen Auftrag zu erfüllen, dadurch mehr oder weniger entzogen, daß sie die Merkmale ihrer «strukturell-gattungshaften Bestimmtheit» bewahrte. Die Erhaltung dieser Bestandteile erwies sich jedoch bereits in den 20er Jahren als nicht relevant. Jurij Tynjanow hatte 1924 eine Auflösung der Grenzen zwischen Roman, Romanerzählung und Erzählung registriert.<sup>8</sup>

<sup>5</sup> N. Mandelstam, *Das Jahrhundert der Wölfe*. Frankfurt 1970, S. 72.

<sup>6</sup> Vgl. D. V. Gorbov, *V poiskach temy*, in: *Krasnaja nov' Nr. 12* (1926), S. 240.

<sup>7</sup> Vgl. *Russkaja sovetskaja povest' 20-30x godov* (Russisch-sowjetische Romanerzählung der 20er und 30er Jahre). Leningrad 1976, S. 150.

## Biotope der Hoffnung

Drei Bücher von und zu Ludwig Kaufmann

*Ein ungelöster Kirchenkonflikt: Der Fall Pfürtner. Dokumente und zeitgeschichtliche Analysen.* 1987, 1219 Seiten, Fr. 49.–

*Damit wir morgen Christ sein können. Vorläufer im Glauben: Johannes XXIII., Charles de Foucauld, Oscar Romero.* 1984, 160 Seiten, Fr. 8.50 statt 17.60 (nur noch geringe Bestände)

*Biotope der Hoffnung. Zu Christentum und Kirche heute. Festschrift für Ludwig Kaufmann, herausgegeben von N. Klein, H. R. Schlette, K. Weber.* 1988, 402 Seiten, Fr. 36.–

BUCHHANDLUNG DR. VETTER, 4001 Basel  
Schneidergasse 27, Tel. (061) 25 96 28

Das betraf z. B. die Zuordnung der klassischen Prosawerke der 20er Jahre: «Tschapajew. Das Leben eines Revolutionärs» (D. Furmanow), «Der Neid» (J. Olescha) oder «Das Herz» von I. Katajew, die die Kritiker in immer neue Gattungen einordneten. Eine dritte These verdeutlichte indes die eigentlichen Ursachen für den Krisenzustand: Die Entwicklung der sowjetischen Literatur behindere besonders «die Anpassung des Werkes an eine vorher festgelegte Plattform oder Machart».<sup>9</sup>

Einer der von dieser Entwicklung am ärgsten betroffenen Schriftsteller war Mandelstam am Ende der 20er Jahre. Der literarische Auftrag der Staatsverlage und Zeitschriften bestimmte immer mehr das künstlerische Schaffen; und die Mehrzahl seiner Kollegen erkaufte sich ihre bescheidene Lebensexistenz (Lebensmittelpaket, Bezugsschein für Kleidung, die Unterkunft) mit der Ablieferung von Texten, die Mandelstam in seiner «Vierten Prosa» als «schmutziges Zeug» bezeichnete und die Urheber in seiner wütenden Attacke so charakterisierte:

«Den Schriftstellern, die im voraus genehmigte Dinge schreiben, möchte ich ins Gesicht spucken, ihnen mit dem Stock eins überziehen und sie im Herzen-Haus an einen Tisch setzen, jedem ein Glas Polizeitee hinstellen und eine Urinprobe von Gornfeld in die Hand geben.» (257)

Ein tragfähiges Gegenmodell zu diesem polizeilich genehmigten Schrifttum konnte nur aus einer Literatur bestehen, die nach den Worten des Autors als «abgestohlene Luft» die wahnwitzigsten Assoziationen und kühnsten Flüge durch eine erstarrte Menschen-Landschaft erlaubte. Diese Art von schöpferischer Tätigkeit war ihm jedoch nach 1930 fast nur noch als Schubladen-Literatur möglich.<sup>10</sup> Und es war natürlich ausgeschlossen, daß Mandelstam für die «Vierte Prosa» eine Druckerlaubnis erhielt. Sie gilt übrigens bis zum heutigen Tage – trotz der auf dem VIII. Schriftstellerkongreß geforderten Einsetzung einer Kommission zur Sichtung und Veröffentlichung aller Texte Mandelstams – aus der Sicht der Literaturfunktionäre als noch nicht publikabel. Über die Radikalität dieses Textes äußerte sich der Übersetzer und Herausgeber der Werke Mandelstams wie folgt:

«Was wird in der *Vierten Prosa* gebrandmarkt, welche Züge der stalinistischen Menschenverachtung finden sich hier sarkastisch porträtiert? Die zur Abschreckung dienenden willkürlichen Erschießungen und der mangelnde Mut Außenstehender zu Fürsprachebemühungen, zum Engagement für die Angeschuldigten. Der Komsomol und die Erziehung zur Gewalt, der Mißbrauch der Jugend durch die Anstiftung zu Bespitzelung und Denunziation. Die Lynchmentalität.» (329)

### Opfer und Zeuge des Terrors

Und während die meisten seiner Berufskollegen an der Seite der neuen Kulturfunktionäre – die in den 30er Jahren zweimal durch die Fleischwölfe der Säuberungsinstanzen gedreht werden – die überhastete Industrialisierung begrüßten oder Poeme über die Dekulakisierung des sowjetischen Dorfes veröffentlichten, beginnt für Mandelstam eine achtjährige Leidenszeit. Es ist ein Gang durch das «sowjetische Waldesdickicht», in dem er von Räufern angehalten wird, «die sich als meine Richter bezeichneten». Dieses Zitat aus der «Vierten Prosa» bezieht sich auf die verleumderischen Presseattacken gegen den Schriftsteller, der aufgrund einer von ihm angefertigten Übersetzung des Eulenspiegel-Romans von De Coster im Herbst 1929 angeklagt wird, «geistigen Diebstahl» verursacht zu haben. Die Bearbeitung des Textes erschien ohne die namentliche Erwähnung der Erstübersetzer Gornfeld und Karjakin, ein Versehen des Verlages, für das Mandelstam büßen sollte. Es folgen weitere, den Sachverhalt entstellende

<sup>8</sup> Vgl. ebenda (Anm. 7), S. 154.

<sup>9</sup> Krasil'nikov, *O molodoj proze* (Über die junge Prosa), in: *Pečat i revoljucija Nr. 7* (1926), S. 108.

<sup>10</sup> Eine Ausnahme bildete die Veröffentlichung der «Reise nach Armenien» – in zensierter Fassung – in der Zeitschrift «Zvezda» Nr. 5 (1933).

Artikel. Und obwohl sich der indirekt Angeklagte in Form von Zeitungsrepliken wehrt, ist der Bruch zwischen dem Schriftstellerverband, der ihn auch in dieser Angelegenheit nicht schützt, und dem Autor endgültig geworden. Das Opfer wird ins Abseits des immer stärker zentralisierten Literaturbetriebes gedrängt und verdingt sich als Journalist beim «Moskovskij kosmolec» seinen Lebensunterhalt. In dieser Notsituation verschafft ihm Nikolaj Iwanowitsch Bucharin, der stets die schützende Hand über das Ehepaar Mandelstam gelegt hatte, aber auch schon ein angeschlagener Funktionär am Machtapparat war, den beiden ein Reisestipendium für einen Aufenthalt in Armenien. Es ermöglicht die Flucht aus dem buddhistischen Moskau in die freie Bergluft einer Kulturlandschaft, deren Träger noch nicht von dem stalinistischen Pesthauch befallen waren. «Die Reise nach Armenien» – so auch der Titel der letzten großen Prosaarbeit Mandelstams – erweist sich aus diesem Grunde als Dokument einer Grenzsituation, in der die Porträtierten noch vor der gewaltsamen Überfremdung gezeichnet werden. Es ist eine Darstellung von Handwerkern, Angestellten und Intellektuellen, die ihre Ansichten über die Geschichte Armeniens gleichsam unbefangenen verkünden. Doch sind auch sie bereits vom Schicksal drohender Repressionen erfüllt. Ihre Gesichter sind so in die Erzählstränge der Handlung geprägt, als ob sie das letzte Mal vor den Augen der Leser auftauchen: mit Attributen ihrer Körperlichkeit, mit der Vielfalt ihrer kulturellen Interessen, mit schwermütigen Blicken in die eigene Geschichte zurück. Und der autobiographisch gestimmte Erzähler folgt ihnen durch die Stätten der 2000 Jahre alten Architektur, wobei er Dialoge mit einer Raumzeit führt, die sich wie unter einem Vergrößerungsglas ausdehnt. Unter diesem Blick erweist sich die kaum zehn Jahre alte sowjetische Realität im Schatten des Ararat lediglich als eine dünne anthropologische Schicht, auf der sich die Verhaltensweisen staatssozialistischer Bürger noch nicht abzeichnen. Vielmehr sind es Beschreibungen von Menschen, die gleichsam aus einer steingewordenen Landschaft heraus-

gewachsen sind und zu lebenden Symbolen ihrer Geschichte wurden. Mandelstam darf sein literarisches Produkt – wiederum nach Vermittlung von Bucharin – in der Zeitschrift «Zvezda» veröffentlichen lassen (Mai 1933). Danach jedoch sind ihm weitere Publikationsmöglichkeiten versperrt. Der stalinistische Literaturapparat hat ihn beruflich isoliert, und im Mai 1934 dringen die Justizbehörden in seine Privatsphäre vor. Was folgt, sind Verhaftung, Verhöre und die erste Verbannung nach Tscherdyn. Der Dichter, der es im Kreise von Freunden gewagt hatte, den «Kremlbergbewohner», den absoluten Diktator über 210 Millionen Sowjetbürger, in einem Epigramm als Mörder anzuklagen, wird zur Geisel des Regimes gestempelt und verschwindet – drei Jahre später – im Archipel Gulag.

Gelieben sind – dank der aufopferungsvollen Bemühungen um die Aufbewahrung der Texte in der Gestalt Nadeschda Mandelstams und einiger Dichterfreunde<sup>11</sup> – literarische Dokumente, die die lange Zeit verschüttete Erinnerung an den Terror im stalinistisch verpesteten Alltag nunmehr eingegraben haben in das Bewußtsein vieler ehemaliger kommunistisch orientierter Intellektueller und Arbeiter, für die die Oktoberrevolution ein Aufbruch der Menschheit werden sollte. Doch aus der Dämmerung der Freiheit wurde ein Abstieg in die Hölle von Verbannungs- und Straflagern, in die geistig erstarrte Stalinzeit, in den blinden Aktionismus von «Halbmenschen», mit denen der Diktator, je nach Laune, kalkulierte oder abrechnete, und die selbst zu gnadenlosen Vollstreckern einer wahnwitzig verstümmelten Ideologie wurden. Es bleibt das Verdienst Mandelstams – gemeinsam mit wenigen anderen Schriftstellern und Wissenschaftlern –, gegen diesen Pesthauch seine Stimme erhoben zu haben, für eine andere Menschheitsgeschichte, gegen die Vergeßlichkeit des Homo sapiens ...

Wolfgang Schlott, Bremen

<sup>11</sup> Wie z. B. die Memoiren von E. G. Gerštejn Novoe o Mandel'stame (Neues über Mandelstam). Paris 1986.

## Erschlichene päpstliche Unfehlbarkeit?

Um die eigenständige Verantwortung der Gläubigen für ihren Glauben

In den letzten Monaten kam es zu einer Reihe von Stellungnahmen von Theologen zu einigen römischen Entscheidungen (Bischofsernennungen und Verweigerung der Lehrbefugnis für Theologen), die erheblichen Einfluß auf die Ortskirchen hatten. Dazu gehören:

▷ Die Arbeitsgemeinschaft deutschsprachiger katholischer Dogmatiker und Fundamentaltheologen zur Praxis der Erteilung der Lehrbefugnis (St. Pölten, 28.9.–2.10.88);

▷ der Beirat der Konferenz der deutschsprachigen Pastoraltheologen zu bedenklichen Entwicklungen in der katholischen Kirche (Würzburg, 26.11.1988);

▷ die Pastoraltheologen Ottmar Fuchs, Bamberg; Norbert Greinacher, Tübingen; Leo Karrer, Fribourg; Norbert Mette und Hermann Steinkamp, Münster/Westf. zum «Kölner Bischofsstreit»;

▷ die Sektionsleiter für Kirchenrecht an der Zeitschrift «Concilium» Knut Wolf und James H. Provost zur Verleihung des Bischofsamtes (Concilium, Heft 6, 1988).

Am 6. Januar 1989 trafen sich sodann in Köln 14 Theologen verschiedener Disziplinen und verfaßten eine Erklärung mit der Überschrift: *Wider die Entmündigung – für eine offene Katholizität*. Sie erhielt bis zum Zeitpunkt der Drucklegung unserer Zeitschrift über 160 Unterschriften aus dem deutschen Sprachraum. Die Erklärung hat drei Teile: Sie geht erstens ein auf das Übergehen der Rechte und Anliegen einiger Ortskirchen bei Bischofsbestellungen. Sie kritisiert zweitens die Nihil-

Obstat-Verweigerung bei Berufungen von Professoren durch theologische Fakultäten. Steht in beiden Fällen bei der Kritik die mißachtete Würde der Ortskirchen im Vordergrund, so wird im dritten Teil, den wir nachfolgend dokumentieren, eine *unzulässige Ausweitung der lehramtlichen Kompetenz des Papstes* angeklagt:

### Aus der Kölner Theologen-Erklärung

*In jüngster Zeit hat der Papst in Ansprachen an Theologen und Bischöfe die Lehre über die Geburtenregel ohne Rücksicht auf die Gewißheitsgrade und auf das unterschiedliche Gewicht kirchlicher Aussagen mit fundamentalen Glaubenswahrheiten wie der Heiligkeit Gottes und der Erlösung durch Jesus Christus so verknüpft, daß sich Kritiker der päpstlichen Lehre über die Geburtenregel mit der Verurteilung konfrontiert sehen, «fundamentale Eckpfeiler der christlichen Lehre anzugreifen», ja mit der Berufung auf die Würde des Gewissens in Irrtum zu geraten, das «Kreuz Christi vergeblich», das «Geheimnis Gottes zunichte» zu machen und die «Würde des Menschen» zu leugnen. Die Begriffe der «grundlegenden Wahrheit» und der «göttlichen Offenbarung» werden vom Papste herangezogen, um eine höchst spezielle Lehre zu vertreten, die weder aus der Heiligen Schrift noch aus den Traditionen der Kirche begründet werden kann (vgl. die Ansprachen vom 15.10. und vom 12.11.1988).*

*Die vom Papst behauptete Zusammengehörigkeit von Wahrheiten bedeutet nicht ihre Gleichsetzung und Gleichgewichtigkeit.*

So sagt das Zweite Vatikanische Konzil: «Beim Vergleich der Lehren miteinander soll man nicht vergessen, daß es eine Rangordnung oder «Hierarchie» der Wahrheiten innerhalb der katholischen Lehre gibt, je nach der verschiedenen Art ihres Zusammenhangs mit dem Fundament des christlichen Glaubens» (Dekret über den Ökumenismus Nr. 11). Ebenso sind die unterschiedlichen Gewißheitsgrade theologischer Aussagen und die Grenzen theologischer Erkenntnis in medizinisch-anthropologischen Fragen zu beachten.

Selbst das päpstliche Lehramt hat der Theologie die Würde zuerkannt, die Argumente für theologische Aussagen und Normen zu prüfen. Diese Würde darf nicht durch Denk- und Redeverbote verletzt werden. Wissenschaftliche Prüfung bedarf der Argumentation und der Kommunikation.

Das Gewissen ist kein Erfüllungsgehilfe des päpstlichen Lehramtes, wie dies nach solchen Ansprachen erscheinen könnte. Das Lehramt ist vielmehr bei der Auslegung der Wahrheit auch auf die Gewissen der Gläubigen verwiesen. Die Spannung zwischen Lehre und Gewissen einzuebrennen, bedeutet eine Entwürdigung des Gewissens.

Nach der Überzeugung vieler Menschen in der Kirche stellt die Geburtenregelungsnorm der Enzyklika «Humanae Vitae» von 1968 eine Orientierung dar, welche die Gewissensverantwortung der Gläubigen nicht ersetzt. Bischöfe, u. a. die deutschen Bischöfe in ihrer «Königsteiner Erklärung» (1968), und Moraltheologen haben diese Auffassung vieler Christinnen und Christen für richtig gehalten, weil sie der Überzeugung sind, die Würde des Gewissens bestehe nicht nur im Gehorsam, sondern gerade auch in der Verantwortung. Ein Papst, der auf diese Verantwortung der Christinnen und Christen im Bereich innerweltlichen Handelns so häufig zu sprechen kommt, sollte diese im Ernstfall nicht systematisch mißachten. Im übrigen bedauern wir die intensive Fixierung des päpstlichen Lehramtes auf diesen Problembereich.

### Unser Kommentar

Die oben auszugsweise wiedergegebene Stellungnahme der Theologen nimmt ausdrücklich Bezug auf zwei Ansprachen Johannes Pauls II. Die eine wurde auf englisch am 15. Oktober 1988 den *ad limina* in Rom weilenden Bischöfen der 2. Pasto-

ralregion der USA (New York) gehalten. Die zweite hielt der Papst am 12. November vor den Teilnehmern des «Zweiten Internationalen Kongresses für Moraltheologie», der gleichzeitig vom Familieninstitut an der Lateranuniversität und vom römischen Bildungszentrum des Opus Dei organisiert und von den Knights of Columbus finanziert worden war.<sup>1</sup>

Obwohl an verschiedene Adressaten gerichtet, haben beide päpstlichen Ansprachen die gleiche Thematik, nämlich die Frage, wie der gläubige Katholik eine Äußerung des nichtunfehlbaren Lehramts anzunehmen hat. Ausdrücklich genannt wird in der Ansprache an die Moraltheologen die Enzyklika «Humanae Vitae» über die Empfängnisregelung. Die Auseinandersetzung, wie sie sofort nach Erscheinen des Rundschreibens und getragen von vielen Bischofskonferenzen begann, erfährt dabei eine ambivalente Einschätzung: einerseits wird sie heruntergespielt, andererseits äußerst scharf verurteilt. In dieser Auseinandersetzung ging es zentral um Würde und Eigenverantwortung des Gewissens der Gläubigen, und genau auf diesen Punkt geht der Papst mit Recht ausführlich ein. Die ambivalente Einschätzung der Kritiken aber rührt daher, wie er nun selber Würde und Rolle des Gewissens beschreibt und begründet. Für ihn erscheint es als jenes menschliche Organ, das einer päpstlichen Lehre zur Akzeptanz und zur Verwirklichung verhilft. Daraus folgert er: «Da das Lehramt der Kirche von Christus dem Herrn eingesetzt worden ist, um das Gewissen zu erleuchten, bedeutet die Berufung auf dieses Gewissen, gerade um die vom Lehramt verkündete Lehre zu bestreiten, eine Ablehnung der katholischen Auffassung sowohl vom Lehramt, als auch vom sittlichen Gewissen.» (Osservatore Romano deutsch, 25.11.1988, S. 9)

Den Bischöfen allerdings war es u. E. in erster Linie darum gegangen, angesichts der päpstlichen Lehräußerung von 1968 den Gläubigen Wege zur *konkreten*, selbstverantworteten (d. h. in selbstverantworteter Situationserfassung die verschiedensten Faktoren mitberücksichtigenden) Gewissensentscheidung aufzuzeigen.<sup>2</sup> Damit haben sie die in der Dogmatischen Konzilskonstitution *Lumen gentium* (Nr. 25) dem Bischof von Rom und den Bischöfen auferlegte Verpflichtung wahrgenommen, zur «rechten Erhellung und Darstellung» des Glaubens die dafür «geeigneten Mittel» (*media apta*) anzuwenden. In seinem Kommentar zu dieser Stelle weist Karl Rahner darauf, daß zu diesen *apta media* gehören: der immer neue Umgang mit der Heiligen Schrift, die theologische Arbeit der Exegeten, der Historiker und der dogmatischen Theologen, deren freie und unbefangene Diskussion, der lebendige Kontakt mit dem *sensus fidei* (Glaubenssinn) der Gesamtheit der Gläubigen, der ökumenische Dialog, die Beachtung der «Hierarchie der Wahrheiten» usw. Das heißt also, der gelebte Glaube der einzelnen Gläubigen hat eine eigenständige Würde, die nicht von der Billigung des Lehramtes abhängt, sondern auf den das Lehramt seinerseits zu hören hat. In dieser Intention haben die Bischöfe nach *Humanae Vitae* ihre pastorale Aufgabe wahrzunehmen versucht. Deshalb ist es auch zu bedauern, daß der Papst vor den anwesenden Moraltheologen einseitig an die Bischofssynode über Ehe und Familie von 1980 erinnert hat, bei der im Verlaufe der Synodenvorgänge der in vielen Voten zur Sprache gebrachte «Glaubenssinn der Gläubigen» sukzessive um seine wirksame Bedeutung gebracht wurde.<sup>3</sup>

Nikolaus Klein

<sup>1</sup> Für die Rede vor den Bischöfen von New York vgl. *Osservatore Romano*, 16.10.1988, S. 4; die Ansprache vor dem Kongreß der Moraltheologen vgl. *Osservatore Romano* deutsch, 25.11.1988, S. 8f.

<sup>2</sup> Die Königsteiner Erklärung der Deutschen Bischofskonferenz (vom 29./30.8.1968) in ihrer Nr. 12 wie das Pastoral Schreiben der Amerikanischen Bischofskonferenz (vom 15.11.1968) gehen auf Möglichkeiten und Grenzen des Dissenses ein.

<sup>3</sup> Vgl. dazu die Studie: J. Grootaers, J. A. Selling, *The 1980 Synod of Bishops «On the Role of the Family». An Exposition of the Event and an Analysis of its Texts.* Leuven 1983. Darin wird die durch die organisatorischen Strukturen der Synode und die Vorgaben (gemeint sind die Ansprachen) des Papstes gegebene Beschränkung der Freiheit der synodalen Meinungsäußerung aufgedeckt.

## ORIENTIERUNG erscheint 2x monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Information  
Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

Redaktion und Administration:  
Scheideggstraße 45, CH-8002 Zürich, Telefon (01) 2010760  
Telefax (01) 2014983

Redaktion: Ludwig Kaufmann, Josef Bruhin, Robert Hotz,  
Nikolaus Klein, Josef Renggli, Pietro Selvatico, Karl Weber  
Ständige Mitarbeiter: Paul Erbrich (München), Paul Konrad Kurz  
(Gauting), Heinz Robert Schlette (Bonn), Knut Walf (Nijmegen)

### Preise Jahresabonnement 1989:

Schweiz: Fr. 39.- / Studierende Fr. 28.-  
Deutschland: DM 49.- / Studierende DM 34.-  
Österreich: öS 370.- / Studierende öS 260.-  
Übrige Länder: sFr. 37.- zuzüglich Versandkosten  
Gönnerabonnement: Fr. 50.- / DM 60.- / öS 420.-  
(Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnements in Länder mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)  
Einzel exemplar: Fr. 2.50 / DM 3.- / öS 22.-

### Einzahlungen: ORIENTIERUNG Zürich

Schweiz: Postcheck Zürich 80-27842-8 oder Schweizerische Kreditanstalt Zürich-Enge, Konto Nr. 0842-556967-61

Deutschland: Postgiroamt Stuttgart (BLZ 600 100 70) Konto Nr. 6290-700

Österreich: Zentralsparkasse und Kommerzbank Wien, Zweigstelle Feldkirch (BLZ 20151), Konto Nr. 473009306, Stella Matutina, Feldkirch

Italien: Postcheckkonto Rom Nr. 29290004

Abonnements-Bestellungen bitte an die Administration.

Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.